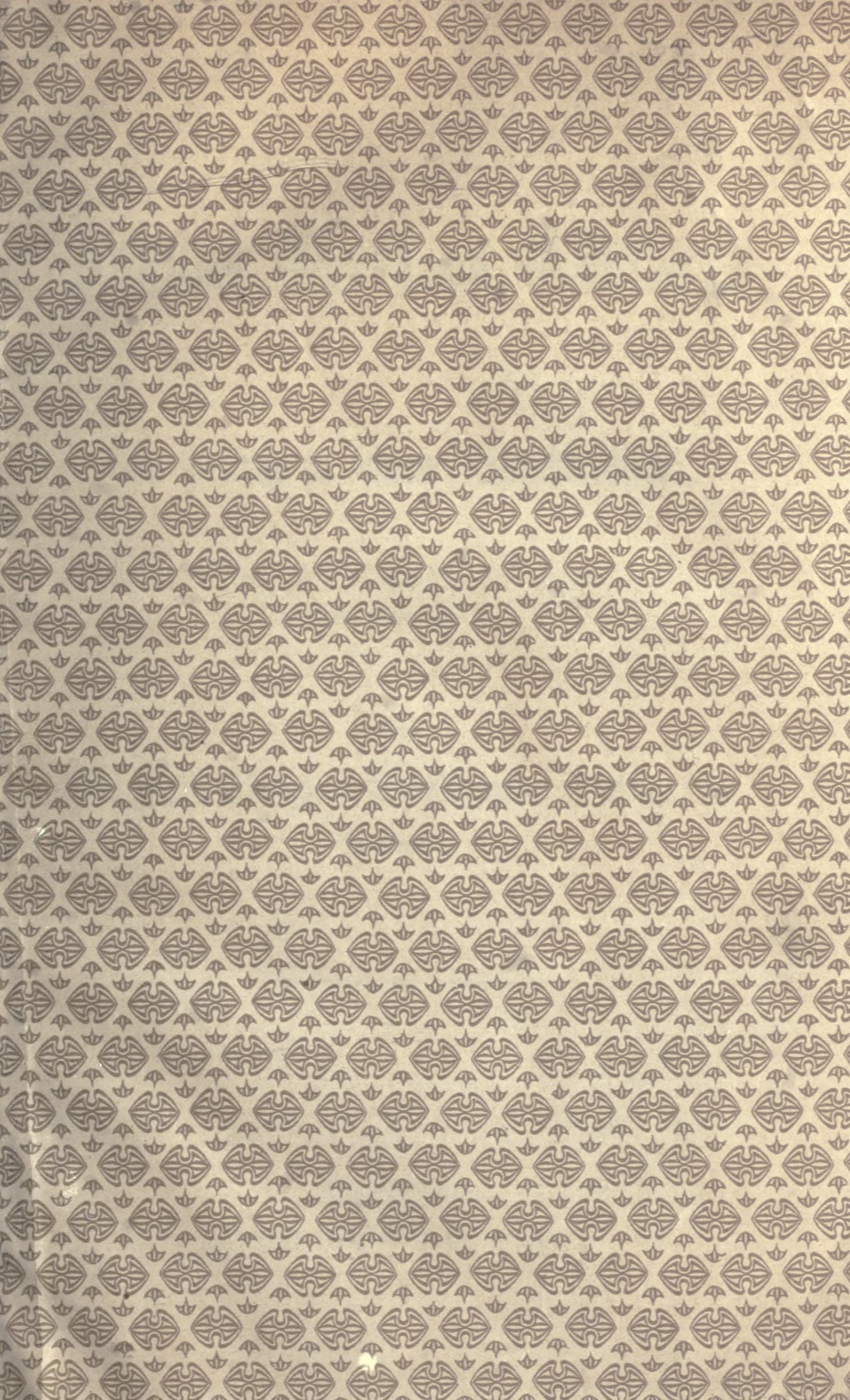






Johann Christian Günther.

Ein Beitrag zu seinem Charakterbilde.

Mit erneuten Berichtigungen und Zusätzen
: : : : : zu seiner Lebensgeschichte : : : : :

Von

Dr. phil. Gregor Constantin Wittig (†)
in Leipzig.

Jauer 1909
Verlag von Oskar Hellmann.

Vorwort.

Die folgenden Blätter enthalten die letzte Arbeit unseres so plötzlich aus dem Leben geschiedenen teuren Vaters über seinen Lieblingsdichter Johann Christian Günther. Als er eben die letzte Feile an dieses Werk gelegt hatte und schon von Plänen und Entwürfen zu neuer schriftstellerischer Arbeit für sein Dichterideal erfüllt war, entwandte der allgewaltige Tod die Feder der unermüdlich schaffenden Hand. Am siebenten September 3 Uhr nachmittags setzte ein Herzschlag dem Leben und Wirken unseres teuren Vaters ein vorzeitiges Ziel.

Uns Hinterbliebenen und besonders mir, seinem einzigen Sohne, dem es nicht vergönnt war seinem lieben Vater das letzte Geleit zu geben (denn in derselben Stunde, in der meine Schwester und ich den Hafen von New=York verließen, senkte man den Sarg in die kühle Gruft), ist es in unserem schweren Leide ein großer Trost gewesen, daß mit uns Hunderte um den selig Entschlafenen trauern, und daß, besonders in Güntherkreisen, seiner liebend und ehrend gedacht worden ist.

Ich will mir hier nur erlauben ein Zeugnis dessen in dem Nachruf, den Herr Hans Jachmann in Charlottenburg dem teuren Toten in der „Vossischen Zeitung" Nr. 108 gewidmet hat, wegen seiner kurzen, aber treffenden Lebensbeschreibung unseres lieben Vaters wiederzugeben.

> „Am 7. September d. J. ist in Leipzig im Alter von 74 Jahren der Privatgelehrte und Schriftsteller Dr. phil. Gregor Constantin Wittig gestorben. Zu Bolkenhain i. Schl. am 31. Oktober 1834 geboren, kam Wittig mit seinen Eltern, ehrsamen Fleischersleuten, im 10. Lebensjahre nach Striegau, der Heimatstadt des schlesischen Dichters Johann Christian Günther (1695—1723). Die vielen in Striegau vorhandenen und gepflegten Reminiszenzen an diesen Lyriker beschäftigten frühzeitig schon die Phantasie des lernbegierigen Knaben und wurden ausschlaggebend für ein 30jähriges Studium Wittigs, dessen Ergebnisse in seinen beiden Schriften „Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Joh. Chr. Günther aus Striegau" (1881) und „Urkunden und Beläge zur Günther=Forschung" (1895) niedergelegt sind. Gleich beim Erscheinen der ersten Arbeit war die

Presse darüber einig daß selten ein Verfasser mit gleicher Hingabe, Pietät und Gründlichkeit an einen literarischen Stoff herangegangen sei. Dr. Wittig hat in die Lebensgeschichte Günthers völlige Klarheit gebracht und vor allem Bahn gebrochen für eine günstigere Würdigung seines Charakters. Wenn auch die Vorzüge Günthers, die selbst Goethe anerkannte, nicht bestritten wurden, hatte der Dichter doch die größten Vorurteile gegen sich. Wittigs rastlosem Bemühen gelang es, die Vorurteile zu zerstreuen. Ein Gedicht Günthers, das bisher als Beitrag zur Biographie unbeachtet geblieben war, erkannte Wittig als Akrostichon und vermochte dadurch nachzuweisen, daß des Dichters Muse, seine vielbesungene „Leonore", die Tochter Magdalena Eleonora des Arztes Dr. Georg Jachmann in Schweidnitz gewesen ist. Als langjähriger Leiter der von ihm begründeten „Psychischen Studien" und durch Übersetzung der Werke von Andrew Jackson-Davis und von Alexander Aksakow hat sich Dr. Wittig weiterhin bekannt gemacht."

Zu diesen ehrenden Worten nur noch ein weniges.

Mit Recht hat man meinen Vater den Nestor der Güntherforschung genannt; wird doch wohl selten ein Mensch zu finden sein, der bis in sein hohes Alter, ja bis zu seinem letzten Tage mit so edler Begeisterung und großer Pietät für einen argverleumdeten und doch so hochbegnadeten Dichter eingetreten ist, wie er, der die Arbeit eines Menschenalters daransetzte, um seinem heimatlichen Dichterliebling diejenige ehrende Anerkennung zu erringen, die diesem voll und ganz gebührte. Unermüdlich mit nie rastendem Eifer und feurig jugendlicher Begeisterung trat mein Vater den Verunglimpfungen entgegen, mit denen blinde Forscher seinen Günther überschüttet hatten und noch weiter überschütteten. Seinem Spürsinn, seinem großen Nachforschungstalente und seiner Kombinationsgabe entging nichts. Besonders seine Nachforschungen auf dem Gebiete der Kirchenbucheintragungen — diese allerdings nicht ohne fremde, für die Richtigkeit und Vollständigkeit der erteilten Auszüge oder Auskünfte auch allein verantwortliche Hilfe — brachten völlige Klarheit in die Lebensgeschichte Günthers. Große, bedeutende Entdeckungen über den größten schlesischen Dichter verdanken daher die Güntheranhänger, verdankt die Nachwelt ihm.

Aus den hinterlassenen Notizen geht ganz zweifelsfrei hervor, daß mein Vater schon während der Herausgabe seiner Neuen Entdeckungen zur Biographie Günthers (1881) das vorerwähnte Akrostichon entdeckt hatte und daß er sich deutlich genug vorbehielt, es später in seinen Schriftchen „Urkunden und Beläge

zur Güntherforschung" zu veröffentlichen. (S. Neue Entdeckungen S. 41.)

Auch über die Leipziger Leonore hat mein Vater viel Neues beigebracht. Dabei ist ihm freilich, wie sich erst jetzt herausgestellt hat, ein kleiner Irrtum insofern unterlaufen, als er das Erbbegräbnis der Johanna Sophie Kunauin auf dem Pauliner Kirchhof in Leipzig sucht. Daß dieser Irrtum verzeihlich ist, werde ich in dem noch später herauszugebenden Werke beweisen.

Die Erfüllung seines letzten Wunsches, die völlige Anerkennung der „Curieusen Lebens- und Reisebeschreibung" und des in seinem wahrscheinlich alleinigen Besitz befindlichen Gedichtes „Liebesbegebenheiten einiger hoher Personen" durchzusetzen, ist meinem Vater leider nicht mehr vergönnt gewesen. Aus den hinterlassenen Notizen und Urkunden bin auch ich völlig von deren, von ihm jederzeit verfochtenen Echtheit überzeugt worden und bin willens, meines Vaters Überzeugung zum völligen Sieg zu verhelfen, sobald es meine Tätigkeit und Zeit irgend erlauben werden.

Bevor ich aber schließe, möchte ich noch einmal allen denen, die unseres Vaters in ehrenden Worten und in Liebe gedacht haben, unser Aller herzlichsten Dank aussprechen. Vor allen Dingen aber fühlen wir und besonders ich uns gedrungen, dem lieben und stets hochgeschätzten Freunde unseres teuren Vaters, Herrn Landgerichtsrat Adalbert Hoffmann unsern innigsten Dank für seine große Mühe und Arbeit auszusprechen, der er sich um die Veröffentlichung dieser letzten Arbeit seines Freundes unterzogen hat.

Es wäre uns, da ich bereits in diesen Tagen meine Heimat von neuem verlassen muß, um meine Stellung in Amerka wieder einzunehmen, unmöglich gewesen, die letzte Schrift unseres lieben Vaters schon sobald zu veröffentlichen, hätte sich nicht Herr Hoffmann, nur bewogen aus Freundschaft zu dem Entschlafenen, in liebenswürdiger Weise erboten das letzte Werk seines Güntherfreundes durchzusehen und die Korrektur zu übernehmen. Wir werden uns stets dieses letzten Liebesdienstes gegenüber unserm lieben Vater in herzlicher Dankbarkeit erinnern.

Leipzig, den 25. Oktober 1908.

Alexander Wittig.

Motto: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer . . .“ (Matth. 5, 20.)

Sonntag Palmarum 1908 ging mir, damals Schwerkrankem, durch einen Freund, dessen unermüdlichen Anregungen ich die Wiedererweckung aus seelischer und körperlicher Verdumpfung zu neuer Anteilnahme an unserer gleichen Lieblingsforschung zuschreibe, das „Berliner Tageblatt", 2. Beibl. Nr. 593 vom 21. November 1906 zu, worin R. E. Jahn unter dem Titel: „Ein Vergessener" unseres immer noch viel verkannten schlesischen Dichter Günthers Leben und Tod in Jena zu schildern versucht. Trotz aller damit verknüpften guten Absicht, das Andenken des von Rivalen verleumdeten und von einigen Theologen verketzerten Dichters in wehleidige Erinnerung zu bringen und eine etwas bessere Charakteristik desselben hineinzuweben, ist doch — ebenso wie bei früheren ähnlichen romanhaften Versuchen eines Bürkner (s. mein Hauptwerk: „Wittig, Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien" 1881 S. 315, Note, und „Urkunden und Beläge zur Güntherforschung" 1895, beide jetzt bei L. Heege in Schweidnitz), eines Holtei, Otto Roquette, Dr. med. Max Ring (s. daselbst S. L des Vorworts), zweier dramatischer Arbeiten von Max Grube 1882 und Gustav H. Oekander (Dr. Hausmann) 1891, ferner einer jüngst in „Der Osten", Januarheft 1908, (Jauer, Oskar Hellmann), von Herrn Fedor Sommer gelieferten Charakterskizze: „Ein Dichter" und anderer Mitarbeiter dieser Monatsschrift, auf die ich in vorliegender Arbeit zurückkomme, — leider infolge ihrer nicht genauen Kenntnis des eigentlichen Lebensganges und Familiengeheimnisses Günthers eine ganz falsche Legende über ihn fortgepflanzt, die historische Wirklichkeit total verfehlt worden und dem wahren Charakterbilde Günthers damit wenig oder gar nicht gedient. Ich werde das auch in dem Jahnschen Falle, trotz meiner seit drei Jahren eingetretenen großen Kränklichkeit, die mich früher darauf zu reagieren verhinderte, und trotz meiner nahezu 74 Altersjahre, (nach meiner in vorerwähnten beiden Schriften bereits erfolgten Widerlegung Otto Roquettes, Rektor Rößlers, Prof. Dr. Litzmanns, Dr. Ludwig Fuldas und nicht zum wenigsten Gottscheds, auf dessen Mitteilungen auch Goethes Urteil über Günthers Charakter zu fußen scheint, und des ersten Bio-

graphen Günthers, Dr. med. Christian Ernst Steinbach) aufs neue mit neuen Belägen nachzuweisen versuchen. Und ich hoffe es zu erreichen, daß diese meine Arbeit den Ende Juli 1909 zur 500jährigen Jubelfeier der Leipziger Universität, von der einst Günthers Dichterruhm ausging, zusammenströmenden Professoren, Gelehrten und Studierenden wie allen sonstigen literarisch Gebildeten zur selbsteigenen Mitbegutachtung vorliegt.

Wie die als Titel-Mottos zu meinem Hauptwerke „Neue Entdeckungen ꝛc." wiedergegebenen Selbstverteidigungsworte Günthers ungehört verhallt sind, so ist jenes zur Bestätigung der Wahrheit dieser Behauptungen Günthers geschriebene Werk leider immer neuen Widersachern begegnet und im allgemeinen zu wenig beachtet und durchstudiert worden. Daher verlieren sich die neueren und neuesten Günther-Biographen unentwegt in immer neuen falschen Beschuldigungen und Entstellungen des Lebensganges unseres Dichters. Gar nicht eingegangen sind sie auf den Kern meiner Entdeckungen: So legte ich die Geburts- und Vaterhaus-Verhältnisse des Dichters, seines Vaters drei Ehen, aus deren zweiter er entsproß, seine väterlichen Großeltern, die Geburten seiner Geschwister durch Kirchenbuchnachweise zum ersten Male klar, wies die bislang geleugnete böse Stiefmutter und die Herzenshärtigkeit seines Vaters aus des Sohnes Andeutungen nach, legte seinen ersten zwei Liebesneigungen auf der Lateinschule zu Schweidnitz von 1710 bis 1715 die ersten urkundlichen Beläge zugrunde, stellte den frühen Tod der ersten Jugendgeliebten Flavia-Philindrene zu Roschkowitz, die Geburt seiner zweiten Herzensflamme, der Arzttochter Magdalis Leonore Jachmann zu Schweidnitz, zum ersten Male genau fest und machte deren kurze Ehe vor ihrer Bekanntschaft mit Günther i. J. 1714 wahrscheinlich. Ich schilderte weiter dessen freundliches Verhältnis zu seinem Rektor Leubscher und gespanntes Wesen zu seinem Schulen-Inspektor und Pastor primarius Benjamin Schmolcke, dem damals hochberühmten Prediger und Kirchenliederdichter, welcher mit mehreren anderen ihm gesetzten Pflegern und Wächtern Günthers Striegauer Elternhaus beeinflußte und in dem jungen aufstrebenden Talente einen ihn überflügelnden Rivalen oder Nebenbuhler witterte; zunächst sein Wittenberger, und dann sein Leipziger Studentenleben, seine dritte Liebe zur Leonore von Leipzig, seine Zusammenkunft mit ihr an dem bis dahin noch niemand bekannten Leipziger Pauliner*)-Grabe ihrer Eltern, seine Audienz vor König August dem Starken im August 1719, für deren Fehlschlag ich eine neue wissenschaftliche Erklärung gab. Ich beschrieb noch des Dichters erste Heimkehr von Universitäten und

*) S. das Vorwort dieser Schrift S. 5 oben.

seine Verstoßung aus dem Vaterhause, sowie seine fünf vergeblichen Rehabilitierungsversuche, und erklärte seinen wechselnden Aufenthalt in der Heimat von Herbst 1719 bis Herbst 1722 und seine endliche Abreise von Hirschberg nach Jena, um sich den Doktorhut zu holen, in etwas näheren Ermittelungen über die innere und sachliche Notwendigkeit der verschiedenen Aufenthalte. Es war kein Vagabondieren wie man ihm vorzuwerfen beliebt hat, sondern er erstrebte als das letzte und höchste Ziel sich durch Freunde und die Sammlung seiner Dichtungen für deren Gesamtdruck sowie durch Stundenerteilung und Gelegenheitsgedichte bei reichen Gönnern das nötige Geld für Jena zu verschaffen, damit er seine vierte und letzte errungene Liebe in Bischdorf, die Pfarrerstochter Johanna Barbara Littmann, die er Phillis nennt, und deren Personalien ich abermals zuerst festgestellt habe, endlich in ein sicheres Amt heimholen könne. Zu allen diesen Aufenthaltsorten habe ich gegenüber mitstrebenden Forschern sehr vieles Neue beigebracht, hauptsächlich aber den von Dr. Steinbach mit verschuldeten Grundirrtum widerlegt, als ob die von Günther hinterlassenen zwei Dichtungen: — „Schweidnitzer Liebesbegebenheiten" (2063 Verszeilen) und „J. Chr. Günthers aus Schlesien curieuse und merkwürdige Lebens- und Reise-Beschreibung (4238 Verszeilen) — unecht wären und nicht von ihm herrühren könnten! Der nach Günthers Tode 1723 ebenfalls vom Leipziger Professor Dr. Joh. Burchard Mencke, wie seinerzeit auch Günther, geförderte junge Professor Joh. Christoph Gottsched hatte im Bunde mit Günther's geistlichen Gegnern dieselbe irrige Ansicht verfochten, deren Widerlegung mir zwar nicht schwer fiel, aber noch nicht die meiner neue Aufklärung bringenden Arbeit gebührende Beachtung gefunden hat.

So war denn Günther, dessen urdeutscher Name aus der Nibelungensage einen „Kämpfer" bedeutet, ein solcher und ein beständiger Ringer gegen die widerwärtigsten Verhältnisse bis zuletzt. Mußte er da nicht am Ende seines Lebens in eine Stimmung geraten, welche in seinen letzten Liedern mit den Worten des XLIII. Psalmes der für den Sonntag Judica bestimmt ist, (nach Luthers Übersetzung), klagend ausruft: —

„Richte [Du] mich, o Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk, und errette mich von den falschen und bösen Leuten. Denn Du bist der Gott meiner Stärke, warum verstößest Du mich? Warum lässest Du mich traurig gehen, wenn mich mein Feind dränget? Sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten und bringen zu Deinem heiligen Berge und zu Deiner Wohnung. Daß ich gehe zum Altare Gottes, zu dem Gott, der meiner Jugend Freude und Wonne ist, und Dir, Gott, auf der Harfen danke, o mein Gott! Was betrübst Du Dich, meine Seele, und bist so unruhig in

mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist."

So auch lautet täglich beim Beginn der römischen Messe das sogenannte „Staffelgebet", abwechselnd zwischen Priester und Gemeinde, die hier der Ministrant vertritt, leider in der fast allen Beiwohnenden mit Ausnahme des Priesters unverständlichen lateinischen Sprache, sodaß das Verständnis der Gemeinde nicht eindringt in das folgende allgemeine Bekenntnis der Sünden, deren Nachlassung, Lossprechung und Verzeihung der amtierende Geistliche vom allmächtigen und barmherzigen Gott erfleht. Gewiß die älteste Form des Bußsakramentes der ersten christlichen Kirche, welche alle ihre Bekenner als sündige Menschen betrachtete und sie zur Besserung und zum ewigen Leben hinführen wollte durch den Trost auf Gottes Gnade, die alle Reuigen und Büßenden umfaßt. Warum sollte denn nun ein Günther im gleichen reuigen Bußglauben der protestantischen Kirche und in deren ähnlicher Liturgie nicht zu diesen von Sünden losgesprochenen gehören? Er, der in seinen „Abschiedsgedanken bei Gelegenheit einiger schweren Leibeszufälle Ende 1721", wohl nicht in Landeshut, sondern in Schmiedeberg,*) in dem Gedicht: — „Bei so nahen Todeszeichen" ausruft: —

Str. 2. „Müder Geist! Hör auf zu klagen, / Kampf und Lauf sind wohl vollbracht:
Die Empfindung aller Plagen / Schwindet in der letzten Nacht,
Wo mich kein Verfolger dränget, / Wo mich keine Furcht mehr schreckt,
Die sich hier in alles menget / Und oft Überdruß erweckt . . . . .

Str. 9. „Schöpfer, nimm mein Blut und Leben, / Nimm das anvertraute Pfund,
So Du mir an Witz gegeben, / Und gedenk an Deinen Bund!
Wuchert gleich mein Fleiß im Kleinen, / Ist er dennoch hoch gebracht,
Wenn sein Beispiel auch nur Einen / In der Wahrheit fest gemacht."

Str. 10. „Held, auf den ich mich verlasse, / Richter, Schatz und Seelenfreund!
Den ich brünstiger umfasse, / Als wohl jemand denkt und meint:
Nimm, was Du Dir selbst erlesen, / Nimm und heb mein Schuldbuch auf;
Will es ja die Rache lesen, / O so blute vor darauf!"

Str. 11. „Geist des Trostes und der Gnade, / Der mir liebreich nachgeeilt
Und im ersten Sündenbade / Schon die Seligkeit erteilt:
Lege meines Glaubens Siegel, / Leg es zur Verwahrung bei,
Bis er dort auf Salems Hügel / Meiner Stirne Brautschmuck sei."

Str. 12. Buße, fang die milden Tränen, / So mir in den Augen stehn
Und mit wehmutsvollem Sehnen zur Erbarmung opfern gehn!
Kann sie Deine Hand nicht fassen, / Suche des Erlösers Grab,
Der sein Schweißtuch hinterlassen, / Dieses trocknet Alles ab."

Str. 13. „Euch, ihr Sünden meiner Jugend, / Ohne die so leicht kein Mann

*) s. bei Max Kalbeck, „Neue Beiträge zur Biographie Günthers", 1879, den Brief Günthers aus Schmiedeberg an Beuchel S. 75 ff.

Weder zu Verstand noch Tugend / Auf der Welt gelangen kann:
Euch Gefährten grüner Jahre / Schenk ich der Vergessenheit,
Die mit Euch in Abgrund fahre; / Ach wie dauret mich der Zeit!"
— — u. s. w. (Gedichte 1746 S. 114 ff.)

Dieser innige Dichter sollte ein Ungläubiger und Ketzer gewesen sein? Ich glaube ein für allemal zuerst ermitelt zu haben, wer der unter dem Pseudonym „Alazon" im letzten, großen Gedichte des verstoßenen Sohnes an seinen Vater: — „Und wie lange soll ich noch, Dich, mein Vater! selbst zu sprechen, / mit vergeblichem Bemühn, Hoffnung, Glück und Kräfte schwächen?" — in folgenden Verszeilen gemeint ist:

„Daß Verleumder böser Art auch mein Christentum vernichten,
Mag der HErr, der alles sieht, doch nur mit Erbarmung richten!
Mich befestigt bei den Stürmen die gewisse Zuversicht,
Daß die Liebe des Erlösers gantz was anders von mir spricht.
Diß gesteh ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geschwätze,
Das in Glaubenssachen schwärmt, vor geringe Possen schätze;
Ich gesteh auch, daß mich's ärgert, wenn Alazon schreyt und kracht
Und sein Jahrgang oft mehr Ketzer, als bekehrte Sünder macht.
Wär es mir nicht selbst geschehn, wollt ich hier kein Wort verlieren;
Aber da er mich verdammt, hab ich Recht, es anzuführen,
Weil er aus dem Leichen-Reime, der von Gottes Liebe singt,
Eine Gift der Pietisten und, ich weiß nicht was, erzwingt.
Und wie so? Man höre nur, wie genau sein Vorwurf schlüsse:
Weil ich damals mich erklärt, daß den Tod nichts mehr versüsse,
Als die Liebe vor den Heyland, die das letzte Schrecken schwächt,
Soll ich diß geleugnet haben: nur der Glaube macht gerecht.
Sagt mir, wo die Folge steckt? Nirgends als in blindem Dünkel;
Ist das nicht ein schöner Schuß von dem Prügel auf den Winkel?
Wenn ich ohngefähr nun spräche: Unser Nachbar baut ein Hauß;
Schlöß ich denn darum den Meister und den Werckgesellen aus?"
(Ged. 1746, S. 858 ff.)

Hieran schließt sich unmittelbar, was zur Erklärung der Namen Alazon, Bav, und Therander durch den Dichter selbst verhilft, die folgende Stelle desselben Gedichtes: —

„Was die Poesie betrifft, muß ich frey heraus bekennen:
Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Herzen brennen.
Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,
Schenk' ich ihr auch noch die Liebe, die anjetzt Vernunft regiert.
Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,
Hat man freilich den Parnaß vor ein Grillennest zu achten.
Hochzeit-Reime, Todten-Flüche*) und ein buntes Quodlibet
Nebst erfrornen Buhler-Flammen heißen zwar galant und nett;
Doch ein solcher Reimen-Spruch, den die Namen erst verbrämen,
Den auch Klingsohr, Frauenlob und Hanß Sachsens Kunst beschämen,

*) Vielleicht sollte es richtiger heißen: Toten-Sprüche.

Schickt sich wohl dahin am besten, wo man Schöps und Kofent**) schenckt,
Oder auf den Musen-Trödel, wo Theranders Leyer henckt.
Dichter, — sind sie, was sie sind, — müssen feuerreiche Gaben,
Witz, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben,
Und die Menschen, derer Augen die entblößte Wahrheit fliehn,
Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum guten ziehn.
Was Homer und Maro schreibt, was auch Fénélon gesungen,
Ist ein Muster, dessen Werck die Vergänglichkeit bezwungen.
Diß versteht kein Phoebus-Peitscher, der nur an den Schalen klaubt
Und der Schönheit durch Erklären allen Geist und Nachdruck raubt.
Doch damit vorjetzt genug! Du, mein Vater, magst nun schätzen,
Ob und was und auch wieviel meinen Musen auszusetzen.“ . . .
(Gedichte 1746, S. 860 ff.)

Wegen des von Günther so heftig gestriegelten Bav muß ich auf mein Werk: — „Neue Entdeckungen“ S. 134 ff. verweisen. Dort ist S. 139 die Stelle aus Günthers Epistel an Ihro Magnifizenz Herrn Johann Burckhard Mencken aus Lauban vom 14. April 1720 zitiert, worin es deutlich heißt:

„Denn Schweidnitz ist ein Ort,
Wo Alles — Striegeln flieht; entfährt ein schlüpfrig Wort,
So muß man gleich davor sogar auf Predigtstühlen
Von Heuchlern böser Art [für Sünden Strafen]*) fühlen,
Die Gott wohl nicht gebeut und leicht kein Mensch verdaut:
Ich ging mit gleich vor gleich den Thoren auf die Haut.“ . . .
(Nachlese 1742 S. 208.)

In Schweidnitz aber herrschte protestantischerseits vor allen anderen geistlichen Mitkollegen der seit 1702 zum Diakonus, seit Dezember 1714 zum Ober-Prediger ernannte Kirchenliederdichter Pastor prim. Benjamin Schmolcke, der zugleich Inspektor der 1708 gegründeten lateinischen Schule unter Rektor Leubscher, ¾ Jahre vor Günther's Abgang, geworden und so mit ihm als seinem Schüler in direktere Berührung gekommen war. (Vergl. Wittig, „Neue Entdeckungen“, S. 146 ff.) Eingehenderes hat Adalbert Hoffmann in — „Johann Christian Günther's Schulzeit und Liebesfrühling“ — als Beitrag zum Lebensbild des Dichters im Januar 1908 im Verlage von Oskar Hellmann zu Jauer i. Schles., 43 Seiten 8⁰, beigebracht. — Eine zweite Schrift eines J. Kirchner, betitelt: — „Kindheitsglaube

---

*) Schöps ist ein helles Weizenbier, das man ehemals nur zu Schweidnitz braute, und das im Schweidnitzer Keller zu Breslau ausgeschenkt wurde. Kofent ist soviel wie ein Convent- oder leichtes Tischbier in Klöstern.

**) Diese [eckig eingeklammerte Stelle] ist von Günther offen gelassen und eine Konjektur des Verfassers dieses Beitrages wie alle übrigen ähnlich [eckig eingeklammerten] Stellen.

und Liebesglück. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des schlesischen Dichters J. Chr. Günther" — soll ohne Benennung seiner Gewährsmänner — nur einige ausgenommen — die bisher vorhandenen, — höchst mühevoll zusammengetragenen literarischen Entdeckungen anderer über Günther weidlich benutzt haben. Aber noch ist auch die Kindheit und Schulzeit Günthers nicht so genügend geklärt und aufgehellt, daß man die kritische Sonde gegenüber ihren Erforschern schon bei Seite legen könnte. Noch fehlen ihnen Günthers so hochwichtige Schweidnitzer „Liebes-Begebenheiten."

Es wird nötig, um alles Folgende recht zu verstehen, vorerst noch Günther selbst das Wort zu seinem Schutze weiter zu gestatten. Das oben zitierte Gedicht des Sohnes an seinen unversöhnlichen Vater fährt mit einer Schilderung der Jugend-Erlebnisse Günthers weiter fort: —

„Scheint Dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderlich,
Ach! dem ist bald abgeholfen; und womit? — Versöhne Dich!
Denke, was der Unmuth thu, wenn uns Freund und Feinde kränken,
Wenn sie uns den nahen Weg zu der Gönner Herz verschräncken;
Wenn man kranck und in der Fremde bey Verfolgung und Verdruß
Wegen andrer Groll und Zwietracht alles Unrecht leiden muß;*)
Wenn uns innerliche Reu, äußerlicher Mangel dränget,
Wenn sich Anverwandter Haß unter unsre Feinde menget;
Wenn der Schmertz getreuer Eltern in der Güter Asche sitzt;**)
Wenn ein Bruder vom Gemüthe ohne Schuld sein Blut verspritzt;***)
Wenn die Buße nichts erhält; wenn die besten Stützen weichen,
Wenn ein unverhoffter Freund nach viel seltnen Gnadenzeichen†)
Unser Glück im Lieben gründet und gleichwohl des Vaters Geist
Uns aus Eyfer dahin bringet, daß man untreu scheint und heißt:
Da verliert sich die Gedult, da vergißt man sich und alles,
Läßt es durcheinander gehn, strauchelt oft aus Furcht des Falles;
Man getraut sich nichts zu wagen, man verfällt von Zeit zu Zeit
Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit.††)
O wie oft hat Fleisch und Blut durch ein ungeduldig Schmollen,
Weil kein Retter kommen will, der Verzweiflung rufen wollen!†††)

---

*) Hiermit zielt er wohl auf seine jüngsten Erlebnisse in Landeshut und Schmiedeberg mit Speer und andern kritischen Freunden.

**) Er meint die große Feuersbrunst vom 13. März 1718; s. Wittig, „Neue Entdeckungen" 2c. S. 81 ff.

***) Hierunter kann nur Günthers Freund Petersen in Rendsburg verstanden sein.

†) Es ist Herr von Nimptsch auf Wilmsdorf gemeint, welcher Günther in den Pfarrhof zu Bischdorf bei Kreuzburg einführte.

††) Dieses Wort hat hier nicht unsere heutige Auffassung von Gemeinheit des Charakters, sondern den Begriff einer niederen Lebensstellung und dieser entsprechenden niederen Denkart.

†††) Hierunter ist auch das entschieden auf seiner letzten Flucht von dem ihn verstoßenden Striegauer Vaterhause hinweg gen Jauer Anfang Mai 1721 entstandene und als blasphemisch angefochtene Lied: „Geduld, Gelassenheit 2c." (s. Wittig, „Neue Entdeckungen 2c." S. 280 ff.) mit zu verstehen neben den in „Gedichte" S. 475, 846, „Nachlese" S. 9, 17, 19 2c. enthaltenen.

Doch ein Strahl von höherm Lichte und die kämpffende Vernunft
Stärkten mich im größten Wetter mit des Trostes Wiederkunft.
Strafe nehm ich willig an; man erinn're nur bescheiden
Und so redlich als geheim.*) Diß Volck kann ich nur nicht leiden,
Das uns fast auf alle Mienen eine Sitten-Predigt hält
Und alsdann am ärgsten denket, wenn es sich am frömmsten stellt.
Jene sind es, die da stracks Donner, Blitz und Höll erwecken,
Die so ein verwirrtes Schaf mit der gröbsten Keule schrecken.
Jene sind es, die den Mädgen**), die nur einen Blick versehn,
Alle Schlüssel zu dem Himmel ohne den Beruf verdrehn;
Jene sind es, die sich selbst vor gerecht und heilig halten,
Mit Verachtung andrer stehn, die befleckten Hände falten,
Mit den kläglichsten Gebärden aller Augen an sich ziehn,
Mit Gebeten Wucher treiben und nur Schein, nicht Sünde fliehn.
Gott! Du kennst und zeichnest sie, untersuchest Hertz und Wercke:
Stummer Hochmuth, Geitz und Neid ist der ganzen Andacht Stärcke;
Kommt es zu der Nächsten-Liebe, zum vergessen, zum verzeihn,
Oder soll man Schwache tragen, wird kein Christ zu Hause seyn.
Zorn, Lust, Haß und Eigensinn soll aus keiner Zucht erscheinen,
Und die Ruthe, so da schlägt, muß der Kinder bestes meynen;
Wo hingegen Straf' und Schärfe das Verbrechen übersteigt,
Wird das edelste Gemüthe mehr gebrochen als gebeugt.
Wilder Frevel ist es werth, daß ihn Draht und Geissel schwäche,
Und die Boßheit braucht Gewalt, daß man ihr den Starrkopf breche;
Aber Irrthum, Fall und Schwachheit, fällt ein Mensch auch noch so oft,
Fordert billig nichts als Liebe, die auch stets das beste hofft.
Sucht' ich mich auch noch so wohl unter Leuten aufzuführen,
Muß ich dennoch überall Glauben, Müh und Freund verliehren,
Wenn man hört, daß selbst der Vater, den ein gut Gerüchte schmückt,
Mich sein Kind nicht hören wolle. Sieh, mein Vater, was mich drückt!
Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heyl des gantzen Lebens;
Alles, was ich denck und thu, wird durch Deinen Zorn vergebens.
Sage mir, wem soll mein Hertze auf der Welt wohl weiter traun?
Bin ich meiner Eltern Gräuel, muß auch Fremden vor mir graun.
Ständ es mir auch zehnmal frey, einen Vater zu erwehlen,
Würd' ich Dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdest Du mir auch im Kittel vom Verhängnis vorgestellt,

---

*) Als ein solches Muster-Beispiel schwebte ihm vielleicht sein an M—[agister] G—[ottfried] B—[althasar] S—[charff], einen Hoch-verdienten Lehrer in S—[chweidnitz] gerichtetes Gedicht: — „Getreuer Lehrer" — (Gedichte S. 84) und dessen in gleichem Versstil gehaltene Antwort an Günther (Gedichte S. 86) in milder pastoraler Vermahnung vor. Diese Antwort ist keine „Parodie" Günther's, wie dort vermerkt ist, sondern eine die damalige Stimmung der Schweidnitzer gegen Günther bestätigende poetische Ansicht des Diakonus Scharff, der ebenfalls ein Kirchenliederdichter war. Über ihn sehe man Näheres in Wittig, „Neue Entdeckungen zur Biographie G's". (1881) S. 140 ff. Diakonus Scharff konnte doch seinem Primarius nicht widersprechen.

**) Das g in Mädgen vertritt unser heutiges ch. Deshalb schreibt Günther für Magdalis (=Magdalene) und Lenore stets nur Lengen, Lorgen.

Käm ich doch aus Deinen Lenden mit Vergnügung auf die Welt.
Daraus stelle Dir nur vor, welche Angst mich nächtlich presse,
Wenn ich Deinen harten Sinn und des Kummers Angst ermesse,
Der Dir jetzo meinetwegen Hertz und Marck und Bein zerfrißt,
Weil mein Bild mit falschen Farben Dir so schlimm geschildert ist!
Wenn Du ja nicht anders willst, will ich mich gern schuldig nennen;
Dir zur Liebe will ich mehr, als ich selber weiß, bekennen:
Aber gehe doch zurücke und erinnre Dich der Zeit,
Da ich, als ein Kind voll Hoffnung, Dein und vieler Aug' erfreut.
Mein Gehorsam, wie Du weißt, hat Dir zwantzig Jahr*) gefallen;
Was ich dann und wann verbrach, das geschieht von mir und allen:
Furcht, Gesellschaft, Übereilung und des grünen Alters Glut
Machen, daß man unterweilen wider bessern Willen thut.
Bin ich doch gestraft genug, daß der Zorn von höhern Schlüssen
Unter so viel Ungemach meiner Jugend Blüth entrissen,
Daß mir so viel Gram und Wachen Kraft und Leben abgekürtzt
Und der Lästrer bittres Schäumen jeden Bissen Brod verwürtzt.
Stieß mir oft ein Glücke vor, konnt ich solches doch nicht fassen,
Weil die Noth kaum einen Tag mein Gemüthe frey gelassen
Und der äußerliche Mangel, den ein schlechtes Kleid bewieß,
Bey der Mode, Wind zu machen, mich beschämt entweichen hieß.
Was ich in das sechste Jahr**) überstanden und gelitten,
Wie ich oft, mit Wind und Schnee, Hunger, Hitz und Frost gestritten,
Das wird der am besten wissen, dessen reiche Vater=Hand
Mir noch immer einen Segen unvermuthet zugewandt.
Alles Schadens ungeacht't, den dadurch mein Leib bekommen,
Hab ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen:
So viel Creutze, so viel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt,
Als man im Pedanten=Staube von den Maul=Gelehrten hört.
Darum danck ich vor den Haß, den mir Freund und Feind erzeiget,
Denn er hat den Muth gestählt und der Jugend Stoltz gebeuget.
Doch ihr Väter! Du im Himmel und auch Du in dieser Welt,
Schont doch endlich, weil mein Alter noch in etwas Kraft behält!
Jetzo bet' ich Tag vor Tag bey so überhäufter Plage:
Nimm mich doch, mein Gott, nicht weg in der Hälfte meiner Tage!
Führe mich durch Kreutz zur Weißheit; gieb mir aber auch dabey,
Daß ich klug, getreu, geduldig und der Welt noch nützlich sey.
Welchen meine Stachel=Schrift ohne Grund zu nah getreten,
Denen sey es öffentlich und von Hertzen abgebeten;
Schertz und Feuer und Exempel bringen oft den freyen Kiel
Durch den Ehrgeitz, zu gefallen, auf ein kühnes Dichter=Spiel.
Andre, die mir hier und dar nur vom Hören=Sagen fluchen,
Werden so vernünftig seyn und es besser untersuchen,

---

*) Von 1695—1715. Die letzte Schulzeit in Schweidnitz muß sonach erst den Anlaß zur Zwietracht zwischen Vater und Sohn gegeben haben. Où est la femme? Es ist die Schweidnitzer Magdalis Leonore geb. Jachmann.

**) Von 1716 bis 1722. Das hier im Auszuge mitgeteilte Gedicht, ist zufolge der von Max Kalbeck veröffentlichten lateinischen und deutschen Briefe Günthers in den Anfang des Jahres 1722 zu setzen.

Eh sie einen Mensch verdammen, welcher das, was er begehrt,
Nemlich Mitleid, Wunsch und Liebe, jedem, der sie braucht, gewährt.
Ihr hingegen, die ihr euch in verborgnen Lastern wältzet,
Ruhm in fremder Schande sucht und aus Unrecht Silber schmeltzet,
Die ihr Arglist, Geitz und Feindschaft so abscheulich schön versteckt
Und die Angeln eurer Boßheit stets mit Blumen überdeckt,*)
Mögt die Unart eurer Brust noch so fein und künstlich schmücken
Und mich, der ich liegen muß, noch so klug und sinnreich drücken,
Nur, damit nicht eure Schande, käm ich etwan in die Höh,
Aus den mir bekannten Winckeln einmal auf den Schau-Platz geh:
Thut es! aber wißt zugleich, daß die Billigkeit der Rache,**)
Die sich niemals spotten läßt, schon die Striegel schärfer mache,
Die euch einmal zum Gelächter den verlarvten Kopf zerreißt,
Ob mich gleich die Zeit noch warten und die Klugheit schweigen heißt.***).
Trotzt nur auf mein Ungemach; seyd ihr doch noch nicht hinüber.
Hat euch gleich dem Ansehn nach Stern und Glücke fast noch lieber,
Als den Samischen Tyrannen, der den Ring umsonst verschmiß:
So verseht euch doch noch endlich seines Bades ganz gewiß!" . . . .

Hier muß ich mich mit Gewalt zwingen, mein langes Zitat, das noch bis Verszeile 416 weitere herrliche Beläge für Günthers guten und glaubensvollen Charakter beibringen würde, abzubrechen. Doch das Wesentliche zum Verständnis des Folgenden ist darin enthalten. Ich wende mich nun vorerst Günthers Gegnern und seinen ersten wie neuerlichen Biographen und kritischen Beurteilern zu und habe von ihnen wirklich den Eindruck, den Günther hatte, und den uns der XXII. Psalm mit den Worten schildert: —

Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ich glaube, aber meine Hilfe ist ferne. Mein Gott, des Tages rufe ich, Du antwortest mir nicht, und auch des Nachts schweige ich nicht. Aber Du bist heilig, der Du wohnest unter dem Lobe Israels. Unsere Väter hoffeten auf Dich, und wurden nicht zu schanden. Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch; ein Spott der Leute und eine Ver-

---

*) Parallelstellen hierzu findet man schon in den im Frühjahr 1718 zu Leipzig gedichteten „Letzten Gedanken" (s. Gedichte 1746 S. 841 ff).

**) Die hiermit gemeinte gleich abwägende (ausgleichende) Gerechtigkeit ist noch in der „Trost-Aria": — „Endlich wird die Hoffnung endlich" — (Gedichte S. 103 ff.) zu prächtigem Ausdruck gelangt. (s. Wittig, „Neue Entd." S. 148 ff.)

***) Günther spielt hier auf sein großes, neun Jahre nach seinem Tode zu veröffentlichendes und 1732 wirklich durch seinen Freund Gütler zu Schweidnitz veröffentlichtes Gedicht: — „Curieuse und merckwürdige Lebens- und Reise-Beschreibung" — sowie auf seine „Schweidnitzer Liebes-Begebenheiten" an, die gleichzeitig mit der „Lebens-Beschreibung" verbunden erschienen. Sie wurden nicht, wie die letztere, neu aufgelegt 1738 und sind seitdem bis auf ein in meinen Händen befindliches Exemplar von 1732 aus Literatur und Bibliotheken verschwunden. Ich hoffe sie noch zu Lebzeiten mit den nötigen Erklärungen zu erneuern.

achtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten mein, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf (sprechend): Er klag's dem Herrn, der helfe ihm aus und errette ihn, hat Er Lust zu ihm'. — Du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen; Du warest meine Zuversicht, da ich noch an meiner Mutter Brüsten hing. Auf Dich bin ich geworfen aus meiner Mutter Leibe; Du bist mein Gott von meiner Mutter Leibe an. Sei nicht ferne von mir, denn Angst ist nahe, es ist hier kein Helfer. Große Farren (der lateinische Psalter hat: multi vituli, d. h. viele bockige Kälber) haben mich umgeben, fette Ochsen („tauri pingues", d. h. plumpe Stiere) haben mich umringet. Ihren Rachen sperren sie auf wider mich wie ein brüllender und reißender Löwe. Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, alle meine Gebeine haben sich zertrennt; mein Herz ist in meinem Leibe wie zerschmolzen Wachs. Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe, und meine Zunge klebet an meinem Gaumen, und Du legest mich in des Todes Staub. Denn (kläffende) Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht; sie haben meine Hände und Füße durchgraben, sie haben alle meine Gebeine gezählet. Sie aber schauen und und sehen ihre Lust an mir. Sie teilen meine Kleider unter sich und werfen das Los um mein Gewand*). Aber Du Herr, sei nicht ferne; meine Stärke (Kraft), eile mir zu helfen. Errette meine Seele vom Schwert, meine einsame (alleinstehende) von den Hunden. Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern. Ich will (dafür) Deinen Namen predigen meinen Brüdern; ich will Dich in der Gemeinde rühmen u. s. w." —

So hätte aber auch Günther, Wort für Wort und Satz für Satz auf sich beziehend, mitten im Kampfe zweier einander diametral entgegengesetzter Kulturanschauungen zwischen einer Liebespoesie und orthodoxem Kirchentum auf seinem letzten Krankenlager in Jena ausrufen können und hat dies auch wirklich in seiner dichterischen Weise getan. Jeder dieser Sätze ist durch irgend eine verwandte Strophe seiner geistlichen Gedichte zu belegen. Er fühlte sich einem Hiob gleich geschlagen. Seine Erkrankung nach Anfang 1722 (nicht Ende 1721) führte ihn, wie schon früher einmal in Leipzig 1718 und in Lauban 1720, zu tieferen Trost-Gedanken einer von Gott durch Krankheit geprüften Seele, die er (in „Gedichte" 1746 S. 844—851) seinem gnädigen Gönner und Helfer Herrn Elias von Beuchel in Landeshut wohl von Schmiedeberg aus widmete. Hierhin hatte er sich nach betrübenden Mißverständnissen mit seinem einst besten Freunde von Leipzig her, Theodor Speer, und infolge dessen auch mit einigen anderen von diesem aufgestachelten Bekannten aufs tiefste verletzt zurückgezogen, um uns in einigen uns noch erhaltenen lateinischen und deutschen Briefen an die besseren unter ihnen die ganze Misere des damaligen Kleinstadt-

*) Die gesperrt gedruckten Stellen dieses Psalmes hat die christliche Kirche, ebenso wie des Jesaias 53. Kapitel, von jeher immer nur auf eine Prophetie auf Christi Leiden und den Tod bezogen. Wir könnten nach dem Urtexte auch Hiob dabei im Auge haben.

lebens und seines Klatsches, den er mit dem „Pövel" verachet, zu offenbaren. Günther hat am Schlusse seiner „curieusen Lebensbeschreibung" dem ihn aufs schwerste kränkenden Speer jenes vorher S. 16 Verszeile 261—276 angekündigte Bad nach seinem Tode wirklich bereitet, ohne sich selbst dabei im Sinne seiner Gegner zu schonen. Er glaubte sicher an das bessere Verständnis seiner späteren Kritiker. — An seinem letzten Geburtstage, dem 8. April 1722, befindet er sich wahrscheinlich im reichen Großkaufmannshause der Familie von Beuchel und versendet von Landeshut aus mehrere wichtige Briefe und an seinen pseudonym genannten Freund Gütler gleichsam sein Testament mit der „Curieusen Lebens-Beschreibung" und den „Schweidnitzer Liebes-Begebenheiten". Er strebt offenbar, bald wieder auf eine Universität zu gelangen. Aber sein Gesundheitszustand verwehrt ihm das noch. In Hirschberg, wohin er 14 Tage nach seinem Geburtstage will, wird er von weiteren guten Freunden zu seiner Erholung festgehalten und bleibt, immer mit neuen Versuchen beschäftigt, sich noch mächtigere Gönner und nachhaltigere Unterstützungen zu verschaffen, besonders durch das verfehlte Unternehmen einer größeren Dichtung an den Grafen von Sporck im Kukusbade in Böhmen, den er Mitte August persönlich aufsuchte. Kurz vorher hatte er mit einer Anzahl Freunde, unter denen sich auch nach Adalbert Hoffmanns Ermittelungen Speer, ein Theologe Guttstein, den dieser mit Freund Gütler identifiziert hat, und ein „Friedrich Wittig, falte von der Striegen", wie er sich ins Koppenbuch einschreibt, befunden hat, am 6. August die Schneekoppe mühsam erstiegen, was wohl seine nach schwerer Erkrankung geschwächte Gesundheit schwerlich gefördert haben wird, die auch durch starkes Knasterrauchen und übermäßige Nervenanstrengungen bei oft nächtlichen Arbeiten an der Reinschrift seiner Gedichte mit Asthma und Rheumatismus schwer behaftet war. So verblieb denn Günther noch bis nach Mitte September in Hirschberg, von wo er erst mit seinem gleichgestimmten Freunde Christian Jakobi endlich wieder auf Universitäten zog, er nach Jena, Jakobi nach Altorf bei Nürnberg.

Zum Beweise des oben über Speer Gesagten diene hier meine Übersetzung der von Kalbeck in „Neue Beiträge zur Biographie Günthers, 1879" S. 65 beigebrachten lateinischen Schlußsätze eines Briefes Günthers an ihn aus Schmiedeberg. Günther durfte es mit Speer durchaus nicht ganz verderben, denn Speer war auch Advokat des v. Beuchelschen Hauses. Deshalb schrieb er an ihn gleich nach dem Zwist, der infolge eines von Speer offen ausgesprochenen Verdachtes ausbrach, als ob Günther Speers verheirateter Schwester, der Kaufmannsehefrau Johanna Eleonora Dauling, nach einem ihr in heiterer Weinlaune

gegebenen Kuß weitere ähnliche Anträge machen oder sie wenigstens in den Schein eines unerlaubten Verhältnisses bringen könnte:

„.... Was immer an Wohlwollen, sei es von andern Patronen sei es auch von Dir, aus wahrer Zuneigung zu meinem Heil oder meiner Würdigung mir zugewendet worden ist, das alles empfehle ich der göttlichen Allmacht zur Widervergeltung, von der festen Hoffnung erfüllt, ich werde dereinst, wenn ich endlich die Früchte meiner Studien in auswärtigen Ländern ernten sollte, öffentlich bezeugen können, daß ich Deines Schutzes und Deiner Freundschaft nicht unwert gewesen sei. Wolle aber diese Offenherzigkeit meines Glaubens nicht so ausdeuten, als ob mich mein plötzlicher Weggang gereute; wolle auch nicht glauben, daß ich gleichfalls in der Abwesenheit aus Haß und Zorn Dir inskünftig die schuldige Freundlichkeit verweigern könnte. Weg mit dem Zorn, weg auch mit der Erinnerung an die neuliche Auseinandersetzung und Bitterkeit. Gewiß werde ich das von Deinem flüchtigen und übereilten Urteil mir angetane Unrecht mit Stillschweigen und nach der unter uns gepflogenen Vertraulichkeit vergelten, was auch Du ähnlich tun wollest. Ich gürte mich bereits, um mein Vaterland zu verlassen. Sende mir das bei Deiner Mutter Zurückgelassene, der ich dafür meinen schuldigen Dank sage, die Leinenhemden und den alten Anzug, den ich Deiner Wirtin zur Aufbewahrung übergeben habe. Im übrigen verfahre mit mir so, daß ich über Deine politisch kluge Treue mich nicht beklagen kann. Lebe schließlich wohl, und daß auch Dein Los Schritt für Schritt je mehr und mehr sich bessere, dafür sorge mit Deinen klugen Maßregeln." —

Zunächst hatte Günther nicht ganz stillschweigen, sondern aufs tiefste verletzt Speer gründlich seine Meinung sagen wollen. Sein Entwurf der Satire an einen guten Freund, der mit den Worten anhebt: „Genug, verwegner Kiel! laß Gift und Scheeren sein / Und zeuch doch nun einmal den bittern Stachel ein!" — (s. Gedichte S. 484—488) bezeugt es, daß nicht bloß die Kußgeschichte mit Speers Schwester, über die Günther diskret hinweggeht*), sondern auch die Vorwürfe Speers, wie Günther durch seine Stachelreime sich seine Feinde zuziehe, diesen durch Speers Verkennung seiner höchsten Dichter-Mission gekränkt hatten, weil er doch in der Bloßstellung und im Geißeln (Striegeln) aller Laster und Torheiten der Zeit ihre zweckvollste Aufgabe erkannte. Nach obigen brieflichen Worten über den jetzt gefaßten Vorsatz, still zu schweigen, dürfte er dieses Gedicht schwerlich an Speer eingesendet haben, weil es diesen für immer zum unversöhnlichsten Feinde Günthers noch bei dessen Lebzeiten gemacht hätte.

---

*) Die insgeheim dieserhalb an Frau Dauling gedichteten Lieder sind erst lange nach Günthers Tode durch die erste „Nachlese zu Günthers Gedichten" (Breslau 1742), jedenfalls durch Indiskretion Speers infolge der 1732 erschienenen „Curieusen Lebensbeschreibung" und der gegen Speer gerichteten Schlußverse derselben, veröffentlicht worden, offenbar um damit sein argwöhnisches Verhalten gegen Günther gewissermaßen zu rechtfertigen.

Was aber Günther im tiefsten Innern bewegte und seinen wahren Charakter voll Herzensgüte, Versöhnlichkeit und hoher Strebensziele ins hellste Licht rückt, das mögen noch folgende drei von mir übersetzte lateinische Briefe an Freund Latzke, Seidel und Jakobi aus Max Kalbecks erwähnter Schrift veranschaulichen.

„Seinem . . . [werten Freund Latzke, Kaufmann in Schmiedeberg], sendet seinen Gruß Günther.

Alles wird sich gut, leicht und richtig unter uns abwickeln, wenn wir als Freunde jeder, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, entstandenen Uneinigkeit vergessen. Was meine Pflicht sein wird gegen Dich und Deinen Bruder, das werde ich erfüllen; was Deinen Teil betrifft, mögest Du ihn so feststellen, daß keiner von uns über des andern Vorteil noch Schaden seufze; da es vor allem nicht wahrer Freundschaft Sache ist, sich gegenseitige Wohltaten vorzurechnen. Ich habe das Jauersche Mannskript erhalten, und schon schwitze ich beim Abschreiben Tage und Nächte bis zur Erschöpfung des von seiner Krankheit noch nicht erholten Körpers, während für die Kosten des Hilfsschreibers*) Beuchel aufkommt. Du wirst später, mein Freund, gefälligst das, was Du noch nicht hast, von jenem Gönner Dir ausbitten können, da mehreres darin ist, was nicht mißfallen dürfte. Zur Besänftigung des väterlichen Zornes habe ich ein längeres, demnächst in Druck zu gebendes, Gedicht verfertigt.**) Wenn ich meinen Zweck damit erreiche, gut, wenn nicht, so werde ich um nichts weniger vergnügt meinem Vaterlande Lebewohl sagen, nachdem ich nämlich alles getan haben werde, was einem Sohne geziemt, und öffentlich festgestellt habe, was für ein Geist mich beseelt, welche Ursachen und Umstände mich auf diese Weise täglich gepeinigt haben, und wie sich das seither über mich zusammengezogene Unglück meines weniger richtig geordneten Lebens eigentlich verhält. Nach Hirschberg werde ich ungefähr binnen 13 Tagen gelangen, und über Schmiedeberg fahrend, um Abschied zu nehmen, möchte ich (falls Du nicht hierher schneller gelangst) mit Dir zuletzt über meine künftige Einrichtung des Lebens und Studiums sowie über die Gründe meines literarischen Unternehmens mich besprechen. Weshalb Du meinen papiernen Nachlaß an Beuchel geschickt hast, verstehe ich nicht, falls Du nicht auch, wie ich aus anderem verstehe, Dich zur Abreise rüstest. So nun verfahre auch inskünftig mit mir und mit Seidel, damit die Freundschaft eines jeden von uns sowohl durch gegenseitige, dem Wissen wie den Glücksgütern entsprechende Wertschätzung, als auch durch die Eintracht der Gemüter Vermehrung und Sicherheit gegen die äußeren Angriffe des Schicksals und des Pöbels gewinne. Vergessen wir gegenseitig unsere Irr-

---

*) Nach Kalbecks Anmerkung S. 76 seiner „Neuen Beiträge" wäre dieser Abschreiber für das meiste der im dritten Teile der Gedichte Enthaltene laut Vorrede zum III. Theil der 1. Ausgabe von 1731 engagiert gewesen, jedenfalls infolge der vorhergegangenen schweren Erkrankung Günthers.

**) Es ist das vorher S. 11 ff. von Verszeile 81 bis 100 und von 137—276 teilweise mitgeteilte Gedicht.

tümer und Beleidigungen; lassen wir ab von allen in unserer Brust entglimmenden Feindseligkeiten; leben wir auch in der Zerstreuung auf dieser Erde mit einander im Geiste innigst verbunden. Bereiten wir uns für unser Alter (falls uns solches beschieden ist) die Annehmlichkeit, welche aus wechselseitiger, durch eine Reihe von Jahren erprobter Treue sich erhebt. Streben wir endlich einmal nach dem durch Wissenschaft, Humanität, Redlichkeit und gute Gesinnung gegen alle zu erreichenden Lorbeer wahren Ruhmes. Widmen wir unsere edleren Kräfte und Bemühungen Gott und dem Staate und der den Ungebildeteren von uns klug zu empfehlenden Wahrheit und Weisheit. Regen wir einer den andern an durch Ermahnung und Beispiel. Ermuntern wir einander mit sanftem und ehrlichem Bezeugen von Aufrichtigkeit. Erkennen wir unsere gegenseitigen Schwachheiten, aber erkennen wir sie nicht bloß, sondern ertragen wir auch das, was zu verbessern unmöglich ist, mit Geduld deshalb, weil auch die Weisesten durch Fehler des Körpers und Menschliches verschieden sind und nicht in allem dasselbe erstreben oder lassen können. Entrüsten wir uns nicht zu bitter über die Ungerechtigkeit der Zeit oder die Drohungen des Pöbels, indem wir immer dieses im Sinne behalten, daß außer dem Troste des Rechttuns die Nachwelt jedem die ihm gebührende Ehre zukommen läßt. Lebe wohl, mein Bruder, und überbringe auch Deinem Vater und Bruder meinen Gruß. Landeshut am 8. April, an diesem meinem Geburtstage, des Jahres MDCCXXII (1722)." —

An oder für diesen Freund, Kauf- und Handelsherrn Johann Gottfried Latzke hat Günther später noch drei Gedichte (S. 178, 214 und 787) gerichtet zu dessen erst am 11. Januar 1723 stattfindendem Hochzeitsfeste mit Jungfer Eva Rosina Herbstin und zu deren Namenstage.

Die Kleinlichkeit und Enge der Verhältnisse, durch die sich Günther auch in Schmiedeberg hindurchwinden mußte, wo seine dort gewonnenen Freunde sicher von Landeshut aus mit entstellenden Nachrichten über ihn versehen waren, was eingangs des folgenden Briefes klar ausgesprochen ist, erhält eine besonders eingehende Beleuchtung durch die zweite Epistel:

„An Freund Seidel [in Schmiedeberg] sein Freund Günther.

„Ich bin nicht entrüstet, mein sehr lieber Bruder! Aber doch schmerzt es mich bitter, daß ich auch Dir zuletzt als Ungetreuer verdächtig geworden bin. Was, frage ich, mein getreuester Seidel, was ist es, das Deinen heftigen Zorn so sehr feindselig gegen mich erweckt und gerichtet hat, daß Du über meinen Leichtsinn wegen der meinem Briefe beigefügten Sarkasmen Deine treue Brust bekreuzigst? Lache, so viel es Dir beliebt, über die Sorglosigkeit und Nachlässigkeit, deren Gewohnheit ich nach so großer und so täglicher Plackerei angenommen habe. Verlache meine Unwissenheit; verlache den Philosophen ohne Vernunft, von dem Du glaubst, daß er anders handelt, als redet; verlache auch die übrigen läppischen Dinge, zu denen die mir angeborene Menschlichkeit mich zwingt: aber was ich Dich um der Liebe zur Wahrheit willen bitte, nimm von mir das Laster eines undankbaren und ränkevollen Geistes und von dieser Schuld sprich den Unschuldigen frei. Du wirfst mir einen, von mir Dir zugefügten Schaden vor. Du guter Gott! was zankst Du?

Ich fliehe nicht, ich leugne nicht, und mit beiden Händen freigebiger, wie Du ja auch weißt, habe ich nicht nur Dir, sondern auch Deinen Eltern offenherzig bekannt, daß ich durch die Zahl und Größe eurer unverdient auf mich gehäuften Wohltaten beschämt sei. Was ich gesündigt haben soll, glaube ich mittlerweile noch nicht; wenn ich es als solche Sünde einsähe, verabscheute ich es auch; aber es hat öfters auch die Enge der Verhältnisse gesündigt und die rauhe Notwendigkeit, welche der meist zerstreute Geist nicht vermeiden kann. Als Mensch wirst Du mir wohl als Menschen und der gemeinsamen Menschlichkeit etwas nachsehen; nein, nicht als Mensch dem Menschen, sondern als Freund dem Freunde. Es wird sicher möglich sein, noch vor meinem Weggange aus dem Vaterlande mit Dir persönlich zu sprechen, und wenn bis jetzt noch etwas von Treue, Wahrheit und Hingebung an mich in Dir vorhanden ist, werde ich vieles, was Du tadelst, mit guten Gründen aufklären. Lasse es nicht dazu kommen, mein liebster Bruder, daß unsere beiderseitige Uneinigkeit dem Gelächter und dem Unverstande Übelwollender verfalle.

„Du hast mich als einen Dir ganz Verpflichteten; wodurch Du mich auch beleidigst, ich werde mir selbst Glück wünschen, daß ich Dich durch Bescheidenheit, Liebe, Treue und Geduld besiegen könne. Die Torricellischen Röhren,*) falls sie der Glasbläser wieder anzunehmen ablehnen sollte, laß mir bei der Vorüberfahrt an unserer Stadt von ihm zugehen und zahle ihm 6 oder 7 gleichzeitig beigefügte Groschen für unnütze Arbeit. Dies glaube ich, nimm's nicht allzu verdrießlich, wird er nicht nehmen. Es widert Dich, wie Du mir schreibst, die über den Tod meiner Geliebten vor Dir ausgesprengte Lüge an; ändere nur Deinen Sinn, mein Freund, und erwäge ohne Galle, ob ich wegen dieses Hauptpunktes, wenn er eine Fabel sein sollte, als schuldig behandelt werden kann, da ich selbst hierüber noch bis jetzt zweifelhaft und im Ungewissen geblieben bin.**) Welches aber sind denn jene listigen, bösen, politischen Machinationen, durch die ich sowohl Deinen Ruhm als Dein Glück anzugreifen gewagt hätte? Besinne Dich auf bessere Gedanken,

---

*) Wohl schadhaft gewordene Quecksilber-Röhren von einem Barometer und Thermometer.

**) Es handelt sich hier um Günthers letzte Geliebte und an seinem vorletzten Lebensgeburtstag am 8. April 1721 mit ihm Verlobte, um Johanna Barbara Littmann, die Tochter des Pfarrers von Bischdorf bei Kreuzburg, über die ich in meinen „Neuen Entdeckungen zur Biographie Günthers“ (1881) zuerst von allen Günther-Biographen Authentisches beigebracht und dadurch die bis dahin beanstandete Echtheit der „Curieusen Lebens-Beschreibung Günthers“ wesentlich gestützt habe. (s. daselbst S. 44 ff., 185, 246, 288, 313, 353, 355). Man mag freilich auch ihr die Daulingsche Kußgeschichte übermittelt haben, infolge dessen Günther lange kein Lebenszeichen mehr von ihr erhielt; gleichwohl hat er in keinem seiner letzten Gedichte von einer Liebestrennung zwischen ihnen gesprochen, und es bleibt wohl zu Recht bestehen, was Günther in seinen „Abschieds-Gedanken: — „Bey so nahen Todeszeichen“ (Auf. 1722) in Strophe 23 und 24 sowie in der „Curieusen“ Verszeile 4053 ff. von ihr sagt, daß sie zwar auseinander gerissen seien durch die Härte seines Vaters, daß er jedoch, so lang er lebe und Odem habe, an ihre Huld und Redlichkeit gedenken und ihr bei seiner Fahrt den letzten Seufzer schenken“ wolle. Wir wissen leider aus keiner weiteren Äußerung, ob Günther nicht doch noch in Jena mit ihr in Korrespondenz geblieben und sein Verlöbnis mit ihr habe aufrecht erhalten wollen.

bester Freund! — und untersuche mit Deinem glücklicherweise von jeder Neigungshitze freien Urteile, ob Du gleicherweise billig und gerecht solche Beweggründe einem Menschen, nein, vielmehr einem Freunde vorwerfen kannst, den Du, damit ich von weiterem absehe, als redlich erkannt, und dessen Gemüt Du nicht als auf äußere Hilfsleistungen gerichtet, sondern als ehrlich und echt erprobt hast, ja das Du, wenn Gott Leben und Kräfte verlängert, auch noch fernerhin in seiner Abwesenheit immer und überall als dasselbe erfinden wirst. Über die Kapsel wird unter uns demnächst verhandelt werden, daß Du sowohl mich von dem Verdachte eines gewinnsüchtigen Betrugs befreiest, als auch Du nichts habest, worüber Du als über einen noch so kleinen Dir zugefügten Schaden Dich beklagen könntest. An das Goldstück, das Speer wiederzugeben schuldig ist, habe ich nicht weiter gedacht. Es wird vielleicht einmal die Zeit kommen, in der Du selbst mehr auf meine Treue und Klugheit als auf die anderer Dich stützen und die meine zu bestätigen nicht unterlassen wirst. Den Buchhändler werde ich in nächster Woche bezahlen, und wenn Du nicht früher, als wir ungefähr gegen Ende dieses (Monats), nach Hirschberg kommen solltest, so werde ich, da ich durch eure Stadt zu reisen gedenke, Dir Lebewohl sagend die letzten Fundamente unserer Freundschaft legen. Über die Fabeln und neidischen Verkleinerungen des Pöbels bin ich unempfindlich geworden, ja ich schrecke sogar davor zurück, sie mir berichten zu lassen. Das Gedicht zur Besänftigung von meines Vaters Zorn, welches in fast fünf (sogenannten Folio-) Bogen abgeschrieben ist und eben daselbst zu Hirschberg gedruckt wird, sollst Du erhalten. Ich habe über meine Krankheit vor dem Siege Triumph gesungen; da ich nämlich, durch Kopfschmerzen infolge der allzuvielen gelegentlichen Nachtwache gehindert, die ich den aus Jauer erhaltenen und für Beuchel abzuschreibenden Manuskripten zuschreibe, seit Deinem Abschiede von mir die freie Luft noch nicht habe genießen können. Beschütze, angenehmster Freund, sowohl unsere Freundschaft, als auch, soviel dies ohne Beschwerde für Dich geschehen kann, meinen Ruf und rufe Dir ins Gedächtnis zurück, falls ich nämlich dieses Wohlwollens nicht unwürdig bin, was Gott verhüten wolle, daß ich nichts desto weniger dieselbe Vorsorge höchster Gesinnung Dir und Deinen Angelegenheiten meinerseits widergewähren würde. Lebe wohl und erfrische meinen unter den Arbeiten und Erschöpfungen des Körpers hin- und hergeworfenen Geist mit einer aufrichtigen Antwort. Sage Deinen Eltern, Deiner Schwester, Deinen Brüdern und dem Herrn Gutbier meine Grüße. Lebe wohl.

Landeshut [wohl auch vom 8. April 1722].

„Unserem Großjahn*) überbringe auch meinen Gruß und allen, die Du als mir bekannt kennen gelernt hast. Dem ersteren übermittele gleichzeitig meine Entschuldigung wegen keines an ihn gerichteten Briefes, den er von mir bis zur Stunde durch Kopfschmerz Verhinderten demnächst erhalten wird.“ —

Am erfreulichsten ist die dritte und letze lateinische Epistel Günthers an seinen intimen Freund Christian Jacobi, mit dem er fünf Monate später als hier geplant ist, nämlich erst Mitte

---

*) Dieser Freund Großjahn war Hofmeister bei dem Kauf- und Handelsherrn Herbst, Vater von Latzkes Braut, in Schmiedeberg (s. Dr. Steinbach, „Günthers Leben“, S. 90), und wurde später ein Schul-Kollege in Hirschberg.

September 1722 von Hirschberg hinweg nochmals auf Universitäten gehen sollte, Jacobi nach Altorf, Günther nach Jena. Ihm schüttet er vertraulich sein Herz aus, weil er sich geistig am meisten mit ihm verwandt fühlt; ihm sagt er, was er vom Leben noch erwünscht und erhofft. Als Günther diesen Brief schrieb, wußte er noch nichts von Jacobis eigenen Entschlüssen, und daß er noch einige Zeit mit ihm und seinem Verwandtenkreise in Hirschberg und Warmbrunn verbringen werde. Auch fiel in diese letzte Zeit noch Günthers Versuch, sich den Grafen v. Sporck im Kukusbade in Böhmen als kräftig fördernden Gönner zu gewinnen, was ihm aber leider wie so vieles andere mißglückte.

„Seinem besonderen Freunde Christian Jacobi [in Hirschberg] sagt Freund Günther seinen Gruß.

„Deine höchst erfreulichen Briefe, in denen Du, mehr als mein Augenlicht mir teurer Bruder, meinen Weggang beklagst, erfrischen wieder meinen dahinsiechenden Geist nud Körper; sie sind voll jener Redlichkeit, Treue und aller Ergötzlichkeit, welche nicht gewinnsüchtige und geschminkte, sondern eine reinere freundschaftliche Hingebung in den Gemütern derjenigen nährt, die, in die Heiligtümer der Wissenschaften eingeweiht, in gleichen Gelübden und Wünschen gegenseitig verwachsen und sich sowohl ihres Alters als auch ihres vergangenen Schmerzes Trost nach ihrer jugendlichen Gewohnheit unter freundlicheren Musen bereiten. Du hast nicht blos Buchstaben hingemalt, mein Bruder, sondern Dich selbst und die Aufrichtigkeit Deines Geistes. Ich erkenne darin das Antlitz dieser höchst selten zu erschauenden Göttin, ich anerkenne und küsse es. Ich kenne Dein Talent, ich kenne Dein Genie und jene Deine Hinneigung eines guten Gemütes gegen jedermann; o was wollte ich, teuerstes Haupt, darum geben, daß ich nach meiner selbstverständlichen Hilfsverpflichtung Dir und den Deinen einen angenehmen Gesinnungsbeweis bezeigen könnte. Es hindert nur diese Dankbarkeit die Beschränktheit meiner Verhältnisse, und möge sie selbige auch verhindern, so kann sie doch nicht verhindern, daß ich nicht mit für Dein Heil dargebrachten Wünschen aus gegenseitiger Liebe erwiderte. Den Anfall einer sehr schweren Erkrankung habe ich zwar durch ein etwas strengeres Verhalten, d. h. durch Enthaltsamkeit und Ruhe beseitigt, aber noch bin ich nicht fortgekommen, wie Du siehst, mein Freund! Ich empfinde endlich einmal so vieler Mühen und Übel Folgen, ich fühle die Kräfte meines Körpers erschöpft und die Stärke und Lebenskräfte fast aller meiner Glieder in elender Verfassung. Was nun doch nicht zu verbessern geht, ertrage ich mit Geduld und beruhige mich mit den Gesetzen der allmächtigen Vorsehung, und erflehe nur dies bescheiden vom höchsten Geiste, daß Er (falls es nicht Seiner Weisheit anders gut erscheint) nur noch wenige Jahre einem Menschen gewähre, der seinen Fleiß und seine Hinneigung zu allen beliebigen gelehrten Staatsämtern aufs bereitwilligste beweisen will. Schon bin ich dabei, daß ich alles vor meinem Scheiden aus dem Vaterlande erledige, was für mich, den neue Lebens- und Studien-Verhältnisse Eingehenden, zu erledigen ist. Daher kommt es, daß ich mit Abschreiben und Ausfeilen der Gedichte beschäftigt bin, die ich bis zu diesem Tage vollendet habe, und da Beuchel darauf besteht, Tage und Nächte darauf verwende, leider nicht zum Vorteil für meine dadurch schwankend gemachte Ge-

sundheit. Meinem Vater habe ich ein längeres Gedicht gesungen, das seinen Zorn, so es Gott gefällt, besänftigen sollte, und das demnächst bei Euch gedruckt werden wird.

„Ich werde senden, oder vielmehr selbst überbringen, mehrere von meinen Musenkindern, die Du nach Deiner Menschenfreundlichkeit meinem Büchelchen einzureihen nicht verweigern wirst. Alle diejenigen aber, die noch nicht eingereiht sind, und die Dir von Böhmer überhändigt sind, besitzest Du, und so oft dies geschehen kann, füge sie den früher abgeschriebenen bei. Ich habe in meinem Gemüte [Altdorf bei] Nürnberg den Vorzug gegeben und will endlich unter Gottes Beistande die Medizin und die mathematischen Studien mit größerem Eifer betreiben, auf die gewisse Hoffnung bauend, daß sich die Nachwelt dereinst erinnere, daß auch ich gelebt habe. Dein redlicher Name wird die Ungerechtigkeiten des Schicksals und Neides überwinden, wenn nur irgend ein Teil von mir der Libitina [Leichengöttin] entgeht und ich nicht ganz sterbe. Bei allem, was Dir und mir heilig ist, verspreche ich Dir mein Kommen, das Du kaum mit so großer Glut erwünschen kannst, mit der ich mit Dir persönlich zu reden begehre. Lebe wohl, geliebter Bruder! Deiner Gattin, Deinen Kleinen, Deinem Schwiegervater*) und dessen Familie sage ich meinen herzlichen und ergebenen Gruß.

„Ebendaselbst [Landeshut] an meinem Geburtstage [den 8. April 1722]." —

Dieser Christian Jacobi war auch Günthers Begleiter von Warmbrunn ins Kukusbad, war damals noch nach Dr. Steinbachs Mitteilungen (S. 95, 101, 108) „juris candidatus", dem Günther mehrere Gedichte (S. 158 und 752 seiner großen Sammlung) gewidmet hat, und auf den er als den Schwiegersohn Freund Krügels ermunternd einwirkte, wieder mit ihm nach Akademien zu gehen, um die Arzenei-Kunst zu ergreifen und als Dr. med. zu promovieren. Beide haben an den von ihnen gewählten Orten in Altorf und Jena leider ihr Leben beschließen müssen.

Wenn nun die sogenannten guten Freunde Günthers ihm so skeptisch und nachtragend für jedes seiner Worte und viele seiner ihnen nicht verständlichen Handlungen gegenüberstanden, dürfen wir uns da über seines ersten Biographen, Dr. med. Steinbachs, 15 Jahre nach des Dichters Tode (1738) zusammengetragene Anekdoten und Berichte verwundern, was seine ihn wenig erfassenden und ihn noch weniger persönlich kennenden, oft hämischen und skandalvergnügten Zeitgenossen von ihm hielten, und was Dr. Stein-

*) Lorenz Krügel, Bader und Wundarzt in Hirschberg. Auf dessen Namensfest am 10. August 1722 (am 6. zuvor befand sich Günther mit zahlreichen Freunden auf der Schneekoppe, deren St. Laurentinus-Kapelle nebst Koppenhaus damals schon bestand), hat er das 12strophige Gedicht: — „Nun ist es wohl auch einmal Zeit Ein Zeugnis frommer Redlichkeit mit schlichten Worten darzubringen" — (s. Gedichte 1746 S. 1152 ff.) aus Dankbarkeit für ihm erwiesene Wohltaten verfaßt.

bach selbst in seinem ziemlich beschränkten literarischen Verstande ihm auch noch argwöhnisch zumutete? Und von hier ging alsdann die Saat weiter aus, welche Günthers Grabhügel und Andenken mit Unkraut, Nesseln, Dorn- und Distelgestrüpp überwucherte und zuletzt dem Erdboden gleichmachte, daß es nicht mehr zu finden sein sollte, ja selbst zu tiefster Wertung einsank. Und noch bis heut sind von den gegenwärtigen Heiligtumswächtern unserer Literatur die beiden Hauptverteidigungen seines religiös und sittlich angefochtenen Lebens, seine Schweidnitzer „Liebes-Begebenheiten", die er zur letzten Verherrlichung seiner Magdalis Leonore kurz nach seinem zum erstenmal durch mich etwas anders als bisher, nicht durch Narkose, sondern Hypnose aufgeklärten Fiasko am Dresdener Hofe König Friedrich Augusts des Starken niedergeschrieben, und seine „Curieuse und merkwürdige Lebens- und Reise-Beschreibung", welche hauptsächlich seine Kindheit, den frühen Tod seiner Mutter, sein Studentenleben und seine Familien-Zwistigkeiten, zuletzt aber seine letzte Liebe zur Pfarrerstochter „Phyllis" von Bischdorf bei Kreuzburg schildert, nach Gottscheds und Dr. Steinbachs Vorgange fast völlig ignoriert und seit 1881, wo ich die ersten Beweise für deren Echtheit geführt habe, wenigstens mir persönlich noch nicht als echt zugestanden worden. Man hat Günther trotz aller Gegenbeweise in meinen neueren Arbeiten über ihn wiederholt der Trunksucht und eines wüsten Studenten- und Vagabundenlebens, ja selbst der Unsittlichkeit beschuldigt und oberflächliche Anhaltspunkte dafür aus einigen seiner Gedichte und Lieder gezogen, die doch nur im Verlaufe ihrer Entstehung und im vollen Zusammenhange mit allen übrigen wie seinen gesamten Lebensverhältnissen überhaupt richtig zu verstehen und in ihrem wahren Charakter zu würdigen sind. Ich will zum Beweise des hier Gesagten außer den in meinem öfter zitierten Hauptwerke widerlegten Fällen nur noch auf die — sicher in bester Absicht, leider aber ohne genügende Orientierung über Günther — geschriebenen Artikel im 1. Hefte des 34. Jahrgangs, Januar 1908, von „Der Osten" (Verlag von Oskar Hellmann in Jauer) hinweisen, worin mir ein jüngster Günther-Biograph, Sigmar Mehring, andichtet: „Wittig zürnt jedem, der es wagt, Günther mit kritischen Augen zu betrachten." — Ich bitte aber immer nur um eine recht klare kritische Brille vor diesen Augen, nicht um eine aus staubigen Winkeln hervorgeholte zerkratzte und verschmierte. Da behauptet er z. B.: — „Ja, er [Wittig] wirft sogar dem jungen Lessing vor, daß er sich nicht um Günther gekümmert habe, daß er, trotzdem er doch lange in Breslau gelebt hat, nicht daran dachte, biographisches Material zur Günther-Forschung zu sammeln. Der arme Lessing! Er hatte in Bres-

lau doch wohl Wichtigeres vor, er feilte dort an seiner Minna von Barnhelm.“ (S. 12 das.) — Wo steht das, und wie lautet mein angeblicher Vorwurf gegen Lessing in meinen „Neuen Entdeckungen ꝛc. S. XLII? Ich sage:

„Es ist in hohem Grade zu beklagen, daß Lessing, welcher doch selbst zwei Jahre als Student in Leipzig wie ehedem Günther zugebracht hat, mit seinem historisch-kritischen Spürsinn nicht auf eine Revision des Güntherschen Lebensganges verfallen ist; auch als Bibliothekar zu Wolfenbüttel wäre er noch der geeignete Mann für Auffindung vieler seitdem verloren gegangener Reminiscenzen und Zeugnisse aus dem Munde und der Feder Mitlebender über Günther gewesen. Sein fünfjähriger Aufenthalt in Breslau (1760—1765) hätte ihm noch gar manches an die Hand liefern können, was noch lebenden Zeitgenossen des Dichters geläufig war, aber mit ihnen ohne Aufzeichnung begraben worden ist.“ —

Ist das nicht etwas ganz anderes als ein bloßer unberechtigter Vorwurf und nicht vielmehr eine bloße Klage um verlorene günstige Gelegenheiten, biographisches Material zu sammeln? Wie bin ich denn überhaupt auf Lessing geraten? In einem kurz vor dem obigen ausgeführten Vergleiche zwischen der jämmerlichen Poetasterei Gottscheds und „den reinen Ätherhöhen wirklicher Poesie“ eines Günther (S. 246 ff. meines Werkes.)“

„Es gab aber unter den deutschen Dichtern vor Lessing wohl keinen unterrichteteren und in allen freien Künsten und Wissenschaften der damaligen Zeit Bewanderteren als eben unseren Günther. Man studiere nur seine Episteln und Satiren etwas genauer als bisher, und man wird vor der reichen Fülle seines Wissens geradezu in Erstaunen geraten! [Er kannte auch seinen Shakespeare, Petrarca, Dante und Fénelons „Abenteuer des Telemach“, will ich hier noch nachträglich einfügen.] Er war auch ein offen erklärter Anhänger der großen Philosophen Leibniz († den 14. 11. 1714 zu Hannover) und Wolf († 9. 4. 1754 in Halle), deren Werke er (s. S. 211) studiert, und deren erhabenste Ideen er (vergl. S. 290) mit Nutzen verwertet hat. Somit stand er als Dichter auf der höchsten wissenschaftlichen wie philosophischen Höhe seiner Zeit, von der selbst die unsrige in vielen Punkten noch zu lernen beflissen ist“. —

Und das wäre die geistige Arbeit eines notorischen Wüstlings und Trunkenbolds gewesen? Mit dergleichen schiefen Urteilen über Günther, wie die aus „Der Osten“, habe ich mich als sein Verteidiger „ohne allen Dogmatismus“, aber stets „mit den scharfen Waffen überzeugender Beweise“, die ich auch von seinen und meinen Gegnern und Kritikern verlange, leider wohl noch nicht lange genug herumzuschlagen. Man hat sich ferner auch auf Goethes leider allzu flüchtiges Urteil über ihn gestützt, der für die angebliche Roheit [?] vieler seiner Lieder die damalige Zeitsitte verantwortlich machte, was der obige neueste Biograph Günthers übrigens selbst widerlegt, ebenso wie er (S. 14) anerkennt: —

„Wie ein Ausgestoßener kam sich der arme Dichter vor. Immer wieder zermarterte er sein Hirn mit Selbstbezichtigungen, die garnicht begründet waren. „Ich weine Bett und Bibel voll . .

[Hiskias weint in mir . . .] Mich jagt die Mißgunst hin und her | Und macht mir noch die Armuth schwer!"

Dies zu beweisen, darin bestand ja auch nur mein angeblicher Dogmatismus. Nach Goethe aber, der wohl nur Dr. Steinbachs Machwerk kannte, soll Günther an seiner „Charakterlosigkeit" zugrunde gegangen sein: — „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und Dichten." — Ich will hier nicht wiederholen, was ich S. 267 ff. meines Hauptwerkes hierüber bereits gesagt habe, und nur kurz auf die noch nicht zerronnenen weit über ein halbtausend Dichtungen dieses schlesischen Poeten verweisen, die sich von Zeit zu Zeit immer wieder wie frisch aufwucherndes grünes Gras und Epheu über seinem versunkenen Grabe erheben. Und dazwischen blühen die duftendsten Veilchen seiner Liebeslieder. Wir besitzen bereits einige kleinere Günther-Gedicht-Ausgaben, die ja alle sein Gedächtnis in mehr und weniger dankenswerter Weise erneuern, aber auch die über ihn bereits geschöpften guten Meinungen vielfach wieder verwirren. Man hat aber seit Dr. Steinbach und Gottsched noch bis heut daran festgehalten, was besonders letzterer über Günthers zwei hinterlassene epische Dichtungen in 4238 und 2063 Verszeilen nach deren Erscheinen 9 Jahre nach des Dichters Tode über sie geäußert hat:

— „Unsere Mutmaßung gehet also dahin, daß jemand der viele Nachrichten von Günthers Umständen gehabt und ihn selbst wohl gekannt, auch seine Gedichte fleißig gelesen, dieses Werkchen [die „Curieuse" vom Jahre 1732] verfertigt, und sich die Hoffnung gemacht, die Welt würde sich's einbilden lassen, es komme von Günthern. Usw." — Wie diplomatisch vorsichtig!

Nur ein einziger unter meinen Kritikern hat mir bisher wenigstens in den wesentlichsten Punkten meines Werkes in Wort und Schriften sekundiert, Adalbert Hoffmann, ist aber trotz mehrerer, die meinigen bestätigender Entdeckungen bis jetzt noch nicht viel weiter durchgedrungen, als ich seit 1881! Ist das in der deutschen Literaturgeschichte nicht ein geradezu unerhörter Fall? Man fährt beständig in alten Geleisen weiter. Man beklagt zwar Günther, entschuldigt ihn auch in manchen Fällen, aber man entlastet ihn nicht im geringsten von den Hauptbeschuldigungen, die seinen Nachruf gar so übel gestaltet haben, daß er ein Lüdrian, notorischer Wüstling, Ungläubiger und Trunkenbold gewesen sei! Diese Vorwürfe haben nur einen gewissen Anschein von Berechtigung infolge einiger seiner Andeutungen und allzu gewissenhaften Selbstbekenntnisse über von allen Seiten ihm suggerierte Verfehlungen und Jugendsünden. In der Schwachheit seiner letzten Krankheitsfälle bezichtigte er sich wirklich solcher,

ihm beständig vorgeworfener Übeltaten. Hier kam jedoch noch ein wesentlich mitbestimmendes Moment hinzu, das ebenfalls noch keiner seiner Biographen bisher gekannt oder, wenn dies der Fall war, in's rechte Licht gesetzt hat: Günther war nämlich in Jena nicht mehr bloß Student der Medizin und Mathematik, sondern auch der Theologie und neigte in dieser einem dort herrschenden, von Halle aus angeregten Pietismus zu. Die näheren Beweise dafür hoffe ich in meiner Ausgabe der „Curieusen" mit den erforderlichen Erklärungen beibringen zu können. Und hierdurch wird mit einem Schlage Günthers letzte, so spezifisch kirchlich-religiöse und bußfertige Richtung in seinen letzten Gedichten aufgehellt.

Welche neuen Freunde sind nun aber unserm Günther in dem bereits erwähnten ihm gewidmeten Hefte des „Osten" entstanden? Ich muß bekennen, daß der allererste Eindruck der hübsch flott und klar und in bester Meinung geschriebenen Aufsätze für mich ein ziemlich erfreulicher war. In Herrn Carl Biberfelds Leitgedicht über „Günther" begrüßte ich mit Vergnügen einen echten Poeten. Nur die erste Verszeile der letzten Strophe: — „Ein Rausch nahm dir dein Amt" — schockierte mich schon etwas, bis ich durch die genaue Lektüre alles folgenden leider die Überzeugung gewinnen mußte, daß dies wirklich der anklingende Akkord war, welcher die späteren Melodien zum zweifelhaften Lobe Günthers beseelte. Sie alle sind trotz meiner Schriften, die sie wohl zum Teil kennen, auf Grund der Arbeiten Kalbecks, Litzmanns und Fuldas von der Grundüberzeugung erfüllt geblieben, daß Günther ein sich nicht genug bezähmender Trinker gewesen sein müsse. Wie flott ist Siegmar Mehrings „Dichterschicksal" geschrieben, dessen Feder ich für eine gute und berichtigte populäre Darstellung des Lebens Günthers von Herzen wünschte. Aber es ist ihm, wie im verfehlten Grundthema, auch in anderen Punkten nicht immer beizupflichten. Schon was er über Leonoren als Günthers erste Liebe S. 5 sagt, ist notorisch irrig; er setzt sie gar mit (Günthers letzter Liebe) Phyllis gleich! Er hat wohl mein Buch der „Neuen Entdeckungen" (1881) in Händen gehabt, denn er erkennt bei den fünfmaligen unmenschlichen Abweisungen des Sohnes durch den hartherzigen Vater meinen Nachweis wenigstens indirekt an, daß dies vielleicht (!) dem Einfluß einer bösen Stiefmutter zu danken war, aber er hat da doch nicht gründlich genug gelesen. Er zitiert mich ja auch dankenswerter Weise namentlich und scheint gegen meine ziemlich schwierige Entdeckung einer dreifachen Ehe des alten Dr. Günther gegenüber einer irrigen Totenbucheintragung nichts einzuwenden zu haben; aber er sekundiert mir später doch nicht bei einer besseren Charakterbeurteilung Günthers und geht auf meine Hauptbeweise, daß Günther vor

König August nicht der Trunkenheit (Narkose), sondern ganz andern Einflüssen erlag, gar nicht ein, sondern hebt Goethes und anderer Erklärung, Günther sei unfertigen Betragens und trunken gewesen, zum Nachteile der Beurteilung seines wirklichen Charakters zu sehr hervor. — Was Gottsched betrifft, so habe ich nur nachgewiesen, daß er Günthers „Curieuse Lebensbeschreibung“ und „Liebesbegebenheiten“ durch sein andere beeinflußendes Vorurteil in die damalige Literatur einzudringen zu verhindern gesucht hat. Wir haben dafür inzwischen einen neuen schlagenden Beweis im Heft 3, März 1908, von „Der Osten“ S. 79 ff. durch den Gottsched-Forscher Herrn Eugen Reichel erhalten. Günther ist trotz Gottscheds Kritikasterei über ihn wenigstens in seinen übrigen Dichtungen als ein echter Poet erkannt worden, was ja die vielen Ausgaben seiner „Gedichte“ und deren „Nachlesen“ bezeugen. Meine Andeutungen über den dem Goetheschen ‚Mephisto‘ verwandten ‚Asmodi‘ Günthers in seinem Schuldrama ‚Theodosius‘ sucht Herr Mehring durch die skeptische Behauptung zu schwächen, daß ich als ‚Striegauer Patriarch‘ für Günther ‚mit den Waffen eines Dogmatikers kämpfe‘. Nun, ein Dogmatiker behauptet doch etwas, ohne es strickt beweisen zu können; ich aber habe meine Vermutungen stets mit Beweisen belegt. Diese muß man mir widerlegen. Als ich das alles 1880 schrieb, war ich noch kein 74jähriger Patriarch wie jetzt. Und wo hätte ich jemals mit jedem gezürnt, der es wagt, Günther mit wirklich kritischen Augen zu betrachten, wenn ich nicht vollgiltige Beweise für dieses mein angebliches Zürnen, vielmehr Richtigstellen übertriebener Beschuldigungen der Widersacher Günthers in Händen gehabt und beigebracht hätte, die ihn als Trunkenbold und Wüstling verrufen, weil der Anschein sie irre führt. Auch wäre ich wohl kaum mit Recht wegen meiner Bemerkung über Lessing*) zu tadeln, daß er nicht lieber dem Leben eines Günther als dem eines im Vergleich unbedeutenden älteren Dichters Andreas Scultetus aus Bunzlau in Breslau und sonst nachgeforscht habe? — Gegen den Rektor Rößler in Striegau mußte ich mich verwahren, weil er inmitten meiner Arbeiten und Striegauer Nachforschungen, mit denen ich ihn laut Nachweis meines Vorwortes zu meinen „Neuen Entdeckungen“ brieflich bekannt gemacht hatte, mir höchst wichtige Kirchenbucheintragungen noch vor Herausgabe meines Güntherwerkes vorwegnahm und in der ‚Breslauer Zeitung‘ mit irrigen Erklärungen veröffentlichte, ohne dabei meinen Entdeckernamen zu nennen, ja auch Herrn Litzmann mit von mir angeregten und gefundenen Geburts- und Todesanzeigen für seine „Textkritik“ ver-

*) Man sehe hierüber das S. 26 folg. bereits Gesagte.

sah, ohne mich zu erwähnen, wozu er doch kein Recht hatte, wie ich in meinem Vorwort schlagend nachgewiesen zu haben glaube. Er hat mir übrigens die Priorität meiner Auffindungen in einer öffentlichen Erklärung der „Striegauer Blätter" zugestanden, wohingegen ich sein Verfahren mir gegenüber als im literarhistorischen Eifer geschehen und seine persönliche Ehre nicht verletzend erklärt habe. Nicht lange darauf ist dieser sonst treffliche Schulmann und im schlesischen Kreisen beliebte Dialektdichter am 20. 5. 1883 zu Sprottau als Rektor des dortigen Gymnasiums verschieden. — Daß Herr Mehring mir Gottsched gegenüber volles Recht gibt, freut mich, sowie daß er die poetisch-vollsinnlichen Bilder Günthers nicht mit Goethe u. a. für ‚Roheit' ansieht; wenn er aber doch die Darstellung des Liebesgenusses aus dem Hochzeitsscherz des Johannes Secundus als einen Beweis für die ungebärdig wild quellende Leidenschaft des Dichters und seinen Realismus im Zeitgeschmack heranzieht, so hat er dabei ganz vergessen, daß Günther nur der Nachdichter sicher auf eine Anregung oder Bestellung hin war, denn kein Geringerer hat ihn dieserhalb so hoch belobt als sein Leipziger Rektor Magnificus Burckhard Mencke. (Wittig, Neue Entd. S. 209 ff.) Herr Mehring hätte unseren Dichter deswegen nicht zu entschuldigen brauchen, da ja schon die von ihm selbst zitierten religiösen Liederstellen Günthers eine geistige Höhe und Reinheit der Gesinnung atmen, die kein Schlemmer und Libertin von innerst zerfressenem Charakterkerne seiner Mit- und Nachwelt so hätte vortäuschen können. — Kalbecks Nachweis aus einem lateinischen Briefe Günthers, daß dieser sogar auf dem Krankenlager in Lauban an einem Tage mehr als 2000 Verse gedichtet habe, ist von mir gegenüber Goethes abfälligem Urteil (S. 268 meiner Neuen Entd.) ganz besonders hervorgehoben worden durch ein ihn rechtfertigendes Verszitat aus der ‚Curieusen':—

„Ich bin ein Musen-Kind, die lieben Rebensäfte
Und treiben bei dem Trunk ihr heiliges Geschäfte,
So viel als möglich ist: ein Andrer säuft sich voll
Und unterläßt doch auch, was er verrichten soll."
Curieuse 1738 S. 40; Wittig, Neue Entd. S. 287 ff.

„Hätt' ich Bosheit im Gemüthe / Oder an den Lastern Lust,
So verzieh*) ich mich der Güte / Deiner treuen Vater-Brust;
Aber ach! so wirst du finden, / Prüfe Miene, Herz und Sinn,
Daß ich bei den Schwachheits-Sünden / Doch nicht sonder Buße bin.
Zwar sind, die noch ärger leben / Und mit Lastern Schaden thun:
Die läßt du im Glücke schweben / Und in ihrem Schooße ruhn;
Sie verschwenden deinen Segen / Nur zu Trotz auf meinen Fall,
Handeln, wie die Thoren pflegen, / Doch geräth es überall.
Ich bezwinge mich hingegen, / Brauche des Verstandes Kraft

*) Soll wohl so viel bedeuten, wie „verzichtete auf die Güte".

Und bemüh mich nach Vermögen / Um Geduld und Wissenschaft;
Gleichwohl ist in allen Sachen / Auch mein bester Ratschluß blind,
Daß sich's die zu Nutze machen, / Die mir feind und schädlich sind."
(Ged. S. 206/7. Wittig, Neue Entd. S. 269/70.)

Wollen sich denn die neueren und neuesten Kritiker Günthers nicht auf diesen höheren sittlichen Standpunkt mit ihm stellen und ihm denn so gar keinen Glauben schenken? —

„Dichter-Ahasver' von Arthur Silbermann charakterisiert sich selbst am besten durch die Worte: — „Aber mit tollem wilden Weingeranke will ich Christians Genius kränzen, denn dieser nicht sittsame Schmuck würde die Art seines Wesens und Wirkens besser als zarte Blumengewinde und Mondlichtkränze sinnbildlich kennzeichnen." — Und er preist ‚seinen' Christian wie toll als Unheiligen-Heiligen, als Naturmenschen, Weltkind, Ekstatistiker, der den leichten Lockungen wüstester Orgien erlag, als Bruder Liederlich auf der Wallfahrt nach Wein- und Weibes-Wonne, als tollen Christian, als Don Juan vor mancher lebendigen Nachtgöttin und Mädchenschürze — und glaubt in allem Ernst, durch sein Rühmen dieses Leichten, Schwebenden, Herzlichen, Anmutigen, Volksliedheften gegenüber Goethe und den Literaturprofessoren unsern Dichter als Kampf- und Liebesgenießer vor aller Welt gerechtfertigt und hofft auf noch mehr Kerle dieser Art. Glück auf, wenn's ihm glückt, noch solche zu finden! — — Günther selbst würde ihm wohl zurufen: ‚Du malst mit häßlichen und giftvermischten Farben / An meiner Jugend Bild nur Schand- und Lasternarben.' —

Nun bin ich weit entfernt, diesen gewiß mit Günther fühlenden und ihn aus ihren eigenen jugendlichen Lebenserfahrungen heraus zu verstehen suchenden Federhelden die bona fides abzustreiten. O nein! sie glauben wirklich, was sie von ihm jetzt sagen, und möchten ihm das ‚homo sum, nil humani a me alienum puto' als Schild schützend vorhalten. Nur daß dieses vermeintlich ‚Menschliche' oft etwas gar zu ‚menschlich tief und niedrig' für einen Günther ge- und begriffen ist. Wie sagt er doch in seiner ‚Curieusen Lebens-Beschreibung' von sich selbst gegenüber derartigen Verglimpfungen?

‚Ich war kein solcher Zeiß.*) Der Neid muß sich bequemen
Und darf mir diesen Ruhm durch kein Gedichte nehmen;
Ich bin zwar nicht von Stein, noch stählener Natur,
Doch meine Jugend blieb stets auf der Tugend Spur'.

„Der Osten" bringt zum Schluß eine „Charakterskizze" des Dichters von Fedor Sommer, betitelt „Ein Dichter", die ich stilistisch wie inhaltlich der ersterwähnten Biographie Mehrings

*) Günther versteht darunter den schon damals in Schlesien wie anderwärts sprichwörtlich existierenden „lockeren Zeisig".

gleich setzen muß, in Vorzügen wie Irrungen. Verfasser führt uns ins Jahr 1719 zu dem im anfang September von Dresden aus über Hirschberg in seine Vaterstadt Striegau zum erstenmal von Universitäten heimgekehrten Günther, der sich jedoch in Wirklichkeit nicht bei den jungen Mäntlers auf der Webergasse, wo sie meines Wissens kein Anwesen besaßen, sondern bei den an der östlichen Ringseite dicht am Rathause und Ratsturme in ihrem großen Kaufmannsgeschäft hausenden, älteren Mäntlers als ihr Schützling und Gast aufhielt. Sommers Schilderung der Unterhaltung zweier sich begegnenden Striegauer Tuchmachermeister über den an ihnen die Jauergasse hinaus auf die drei Striegauer Berge zuschreitenden Günther ist vorzüglich ausgeführt und enthält in deren Reden alle die Vorwürfe und Verleumdungen, welche nicht bloß damalige Striegauer Spießbürger, sondern auch viele auswärtige hämische Neider über unseren Dichter von Schweidnitz, Wittenberg, Leipzig und Dresden her verbreitet und wie unausrottbares Unkraut fortgepflanzt haben. Klatsch und Schadenfreude, an einem schon berühmten Dichter solche schwache Seiten und Ungehörigkeiten entdeckt zu haben, feiern ihre Orgien. Nun hoffte ich, Herr Sommer würde sich endlich einmal mit mir gegen diese über Günther unliebsam verbreiteten Gerüchte wenden und ihm edlere Motive ansinnen und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber ich sah mich darin leider bald genug getäuscht. Die hämischen Dialektreden des buckligen Bolus-Ferdinand (der seinen Namen vom Sammeln der damals offizinellen Striegauer Sigillat-Erde zwischen den Basaltgesteinritzen des dortigen und damaligen Georgenberg-Steinbruches trägt) gehörten zwar noch zur Charakteristik der über Günther umgehenden Verleumdungen. Aber die auf die Höhenbesteigung und dortige Entstehung der zwei wohl erhabensten Dichtungen Günthers zur Erde und zu des Himmels Lob über die dort erschauten Herrlichkeiten der äußeren und inneren Natur, die er als „Große Mutter aller Dinge! Ursprung der Vergänglichkeit" anredet, am Fuße der Berge folgende zufällige und plötzliche Begegnung Günthers mit seinem von Jauer herüber kommenden Leipziger Universitätsfreunde Dr. med. Gorn entspricht mit allem folgenden nicht im geringsten der Wirklichkeit. Daß Dr. Gorn für Günther bei des Grafen Schaffgotsch Exzellenz in Breslau die Informatorstelle bei dessen Söhnen schon im voraus erwirkt und verkündet hätte, ist eine ganz haltlose Fiktion. Soweit reichte Dr. Gorns Einfluß sicher nicht. Diese Empfehlung ist erst im folgenden November in Breslau durch Günthers dortige Hauptgönner Dr. Baro und von Breßler erfolgt, „der Wirtschaft, Hof und Vers kennt". Und nun bringt Herr Fedor Sommer plötzlich das, was unsern Günther durch immer erneute legendarische Aufwärmung eines alten Vorurteils

so unendlich geschadet hat und sicher noch weiter schädigen wird, daß Dr. Gorn ihn schon im voraus ermahnt: — „Bezähme dich, Christian, bezähme dein zügelloses Temperament, nun du wieder auf ebener Bahn bist! Bedenke, was in Dresden —" Und dann der chronologisch ganz irrige Schluß: — „Am Nachmittage des sonnigen Tages wies der unversöhnliche Vater dem Sohne und dessen Glücksbotschaft [?] zum dritten [?] Mal die Tür. — — Und schon acht Tage später lehnte des Grafen Schaffgotsch Exzellenz des Dichters Bewerbung ab: der steuerlose Günther war vor dem Bewerbungsgange [?] leider in eine heitere Zechrunde geraten — — —". Aber Günther war schon sogleich bei seiner Ankunft in Striegau von der Schwelle der väterlichen Wohnung und zwar erst zum zweiten Mal weggewiesen worden, — sein Geburts- und Vaterhaus lag nämlich noch seit dem 13. März 1718 in Schutt und Asche oder war erst wieder im Aufbau begriffen, — die einzige Notiz, mit der auch Herr Kopp mich in seiner chronologischen Arbeit mit meinem Namen zu erwähnen beliebt hat, als ob ich sonst über Günther nichts weiter entdeckt hätte! — Und die „schon acht Tage später" dehnen sich in Wirklichkeit von Mitte September 1719 bis Anfang November hin, wo Günther erst von Schweidnitz über Auras nach Breslau gelangt ist. — Günther war notorisch ein im Hause des Grafen berühmter und gefeierter Gast:

Des großen Schaffgotsch Huld und väterlich Bezeigen
Soll, weil ich lallen kann, durch sträfliches Verschweigen
  Nicht unerhoben sein: Des teuren Bresslers Treu
  Erhebt mein schwacher Kiel durch stetes Dankgeschrei.
So trägt auch Kiel und Mund, vollkommne Mariane,
Gelehrte Breßlerin, dein Lob zur Ehrenbahne,
  So weit nur möglich ist und Kraft und Kunst vergönnt,
  Da dich ganz Schlesien als andre Pallas kennt.
(Curiense Leb.-Beschr. 1732, Vers 2171—2178.)

S. 315 ff. meiner „Neuen Entdeckungen" habe ich den Fall des Romanschriftstellers Robert Bürkner angezogen, welcher im „Schneeglöckchen, einem Taschenbuche für das Jahr 1839" ähnliche chronologische Schnitzer beging; aber ich stelle Herrn Sommers sonst recht fleißige und gut gemeinte Arbeit um viele Grade höher, denn er hat, wenn auch ohne eingehendere Tatsachenkenntnis, immerhin geistreiche Beziehungen zwischen Günther und seinen Dichtungen zu knüpfen gesucht, wie auch mit dem kleinen Gedichte: — „Was bringt ihr, kleinen Weberinnen?" — von ihm versucht worden ist. Aber nun ist Günther vor seinen studentischen Kommilitonen und dem deutschen Lesepublikum abermals gewissermaßen an die Schandsäule gestellt, wenn auch mit gewissen Entschuldigungs-Flittern behangen. Es tut mir kurz vor dem Schlusse meines schriftstellerischen Lebens herzlich leid, daß ich unter der studierenden Jugend nach

meinen zwei 1881 und 1895 erschienenen Schriften, in denen ich an sie mit appelliert habe, noch keine idealere Auffassung Günthers erwecken konnte, der doch wahrlich nicht in den studentischen Trinksitten seiner Zeit stecken geblieben ist, sondern sich hoch über sie als ihr satirischer Kritiker erhoben hat. Er hat im freien Burschenleben seiner Zeit nicht mehr geleistet als fast alle übrigen, die deshalb nicht so verfehmt worden sind. Es war eine förmliche Hatz über ihm, weil er sich als Dichter und Kritiker über andere erheben wollte und auch wirklich erhob. Da mußte man ihn an einer schwachen Seite zu fassen und niederzudrücken suchen. Ich bin durchaus nicht etwa der übertriebenen anderen Ansicht, Günther sei ein reiner Tugendbold gewesen; ich habe schon in meinen „Neuen Entdeckungen“ zugestanden, daß er sich nicht kasteit und in seinen studentischen Jugendvergnügungen beschränkt haben wird; er war wie das Milieu seiner Mitgenossen, schloß sich von ihnen nicht ab, vertrug aber auch dieses Milieu nicht einmal infolge einer körperlichen Schwäche, über die er sich oft beklagt. Weil er nun aber doch über die andern eine etwas gesonderte Stellung einnahm, wurde er von ihnen schärfer beobachtet und kritisiert und sozusagen beim geringsten Versehen verulkt. Er war somit nicht besser und nicht schlechter als diese Mittelsorte von Kommilitonen, die sämtlich bald genug in irgend ein festes Staats- oder Kirchenamt oder in irgend eine bessere bürgerliche Stellung übergingen, in welchen sie aber die Dinge des Lebens schon etwas anders als mit der poetischen Brille ihrer Studentenzeit betrachteten und deshalb über ihn als einen hinter ihnen Zurückgebliebenen, der es bei seiner Armut und Not nicht auch wie sie vorwärts zu bringen schien, ein strengeres Urteil fällten. Günther war aber in seiner ganzen Lebensweise und Sitte noch Student geblieben mit dem Motto: —

„Und ist die Freyheit nicht der Musen-Söhne Kraft?“
(Curieuse S. 102, Vers 3766.)

Dieser Grundsatz brachte ihn später in Konflikte und Mißverständnisse selbst mit seinen sonst besten Freunden, so mit Dr. Gorn, mit Bürgermeister Speer, mit mehreren Landeshuter und Schmiedeberger Verehrern seiner Muse, welche die Welt jedoch aus ganz andern Gesichtswinkeln betrachteten. Indeß im Vollgefühl und Bewußtsein seiner wahren Dichterwürde fragt er in der „Curieusen“ S. 68 sogar: —

„Darf ich mit Königen mich in Vergleichung stellen?“
(Vers 2403.)

Und dies tut er auch später mit der Vergleichung seiner berechtigten keuschen Liebe zu Magdalis Leonoren von Schweidnitz und der unrechtmäßigen, ehebrecherischen des Königs Friedrich August des Starken von Polen, der seinem Minister von Hoymb

die Gattin (die spätere Gräfin Cosel) entführte und neun Jahre mit ihr lebte. — Mit welcher poetischen Feinheit und juristischen Klugheit er diesen Vergleich durchgeführt hat, das werden die Schweidnitzer „Liebes-Begebenheiten" in 2063 Verszeilen entschleiern.

Warum denn das Allerschlechteste von einem so aufstrebenden Jüngling, wie er war, denken und glauben? Aber wenn auch ältere und erfahrene Literarhistoriker nach meinen Arbeiten seit 1881 und 1895 die alte Sage und Überlieferung über Günthers Trunksucht weiter festhalten, ist da nicht Günthers leidvolle Klage berechtigt, wenn er sagt:

„Man würdigt meine Not der Untersuchung nicht;
Die Spötter nennen sie teils Strafe, teils Gedichte."?

Hören wir z. B. Herrn Dr. W. Bruchmüllers, Leipzig-Reudnitz, neuerliches Urteil über Günther in „Kulturelle Beziehungen zwischen Schlesien und Obersachsen" im „Nord- und Süd"-Heft Nr. 366 vom September 1907, S. 353: —

„In Wittenberg studierte der am 8. April 1695 in Striegau geborene Günther seit dem September [?] 1715. Von dort ging er, durch seine Landsleute [?] aus der Schuldhaft befreit, im Juni 1717 nach Leipzig, wo er sich der Protektion besonders des bekannten Gelehrten Burckhard Mencke erfreute und sein umfangreiches Gedicht auf den Frieden zu Passarowitz (1718) verfaßte. Menckes Empfehlung sollte dem Dichter eine Lebensstellung am Dresdener Hofe verschaffen. Sein unglückseliger Hang zur Trunksucht und wahrscheinlich eine Intrigue seines Gegners, des Hofpoeten König, ließen ihn in der entscheidenden Audienz betrunken [?] vor dem König erscheinen, wodurch diese Hoffnung auf eine Lebensstellung zerstört war. Am 2. September 1719 verließ Günther Dresden und wandte sich nach seiner Heimat, aus der er aber, auch dort gescheitert, [?] wieder nach Sachsen zurückkehrte, um in Jena am 15. März 1723 erst 28jährig seinem Elend zu erliegen." —

Weiß Herr Dr. Bruchmüller nicht, was er mit solchen konzisen Behauptungen dem armen, vielverkannten Dichter für ein großes Unrecht zufügt? So können doch nur Günthers schlimmste Gegner über ihn sprechen und ihn in Bausch und Bogen aburteilen. Sollte er sich nicht die Mühe genommen haben, meine ganz anders geartete Erklärung des Güntherschen Fiaskos in der Audienz vor König Friedrich August dem Starken in meinen „Neuen Entdeckungen" S. 214 ff., 320 329 wenigstens eines Blickes und einiger Überlegung zu würdigen? Freilich, man hat es von interessierter Seite mit meinen „Neuen Entdeckungen" wie mit Günthers „Curieuser" und seinen „Liebesbegebenheiten" gemacht und sie für unecht und unwissenschaftlich erklärt. Da glaubte man wohl einfach über sie hinweggehen zu können. Zunächst hat Günther nicht vom September, sondern von Anfang Oktober an die Schweidnitzer Schule verlassen und ist in Wittenberg erst Anfang November 1715 eingetroffen. Er ist ferner schwerlich durch seine Landsleute

aus der Schuldhaft befreit worden; hätten sich diese wirklich so für ihn interessiert, so hätten sie ihn doch nicht erst in solche hineingeraten lassen. Nein, der Neid und die Schadenfreude seiner bemittelteren Heimatgefährten, die an seinem großen Poeta laureatus-Zechgelage mit teilgenommen, haben ihn einfach in der Not sitzen lassen. Günther wird seine Schulden gewiß mit dem Erlöse von Dichtungen selbst bezahlt haben, so weit ihm dies möglich war, und erst einige Leipziger Freunde werden ihm den Rest vorschußweise tilgen geholfen haben. Er kam Mitte 1717 nach Leipzig und konnte unmöglich im Zeitraum von $1^1/_2$ Jahren seines Wittenberger Aufenthaltes so tief in Trunksucht versunken sein, da er ja dort die Lorbeerkrone des Poeten sich errang! Vielleicht hat das dort von ihm gedichtete deutsche „Gaudeamus": „Brüder, laßt uns lustig sein, / weil das Leben währet, etc." ihm zu diesem Rufe eines Trunkenbolds mit verholfen. Die angebliche Intrigue seines Gegners König ist von Kalbeck und Dr. G. Eitner in der von mir in meinen „Neuen Entdeckungen" angezogenen Stelle S. 214 ff. längst widerlegt, auch von Günther selbst in der Nachlese S. 149 berichtigt worden, wie die ganze angebliche Trunkenheits-Szene in Günthers Audienz vor dem Könige von mir aus ganz anderen und triftigeren Gründen erklärt worden ist. Ich beharre auch heute noch dabei. Und daß Günther in seiner schlesischen Heimat in den Jahren 1719—1722 so ganz gescheitert wäre, wie Herr Dr. Bruchmüller vermuten läßt, ist eine in dieser Allgemeinheit aufgestellte, höchst irrige Behauptung: denn Günther hat dort große Lebenserfahrungen gesammelt, neben vielem Unglück auch idealstes Lebensglück gekostet und zuletzt noch das höchste Ziel erreicht, sein Lebenswerk in seinen vielen zerstreuten Dichtungen gesammelt und für die Nachwelt erhalten zu sehen. Freilich hat er darüber seine Gesundheit opfern und sein junges Leben vorzeitig beschließen müssen, aber nicht als Folge seiner Trunksucht, sondern seiner Armut und Not, seiner vielen damit verknüpften Strapazen und Entbehrungen. Das ist ein ganz anderes Lebensbild, als der Herr Dr. Bruchmüller es uns vorgemalt hat.

Und hier muß ich mich auch gegen einen sonst hochverdienten Literaten, Herrn Max Kalbeck, den Verfasser der ersten „Neuen Beiträge zur Biographie Günthers" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1879) wegen einer neuerlichen irrigen Behauptung über Günthers Aufenthalt in Lauban wenden, weil er in Heft 2 vom „Osten" Februar 1908 S. 54 berichtet: —

„Voll Wehmut betrete ich die ehemalige Grenzstadt am Queis, der Österreich von Sachsen trennte, das malerische Lauban. Auf dem Ring ein Kram alter Häuser, die sich um einen dünnen, aus Sandstein und Ziegelwerk gemauerten Wartturm herumdrängen. Günther wohnte hier bei seinem lockeren [?] Freunde, der ihn beschwatzt [?] hatte, sich als Kurpfuscher nieder-

zulassen [?], in einer kleinen Dachkammer. Arzt — hilf dir selber — und vermagst du es nicht, so verhungere und stirb! Es kann kein Vergnügen gewesen sein, in der strengen Winterkälte von 1720 von Breslau zu Fuß nach Handwerksburschen- und fahrender Scholarenart fechtend hierher zu wandern. Die Bodenkammer, wo der Dichter mit Frostbeulen bedeckt, von Schnee und Regen besucht wurde, die der Wind durch die schadhaften Schindeln peitschte, war aber noch immer ein angenehmerer Aufenthalt als der Stock — das entsetzliche Gefängnis, in welches ihn seine zanksüchtige, pöbelhafte Wirtin werfen ließ [?], weil er ihre Mehlsuppen und eingebrannten Bohnen nicht bezahlen konnte. [?] Dort war sein Lager eine Schütte Stroh, die ihm den Verband für sein krankes Bein liefern mußte. Der barmherzige Büttel [?] versorgte ihn mit Schreibzeug und Papier und ließ den Freund zu ihm ein, dem er seine erschütternden Klagen in die Feder diktierte. [?] Er selbst konnte nicht mehr schreiben [?] Die Zellen im Stock, der heut das Asyl für Obdachlose und das Armenhaus in sich vereinigt, sind noch erhalten. Spitzbogige Wölbungen, mit kleinen, stark vergitterten, scheibenlosen Fenstern, durch die spärliches Licht fällt. Ein Stück des blauen Himmels und das wuchernde Unkraut, das mitleidig zu dem Gefangenen hineinrankt, war alles, was er von der Außenwelt sah. [?] Peripetie der Lebenstragödie. Vorbereitung auf das Ende!" —

In dieser Schilderung des — wie der Herausgeber des „Osten" ihn nennt — „genialen Dichter-Vagabunden" hat Freund Kalbeck aus zu tiefem Mitgefühl mit Günther seinem Pegasus die Zügel und die Flügel allzulocker gelassen. So viele eingeklammerte Fragezeichen [?] von mir in seinem obigen Text stehen, so viele ganz unerwiesene Behauptungen sind darin enthalten. Christoph Schubarth war sicher ebenso wenig ein „lockerer" Freund als Günther selbst. Wir sind durch Dr. Enders „Zeitfolge" a. a. O. S. 48 u. über ihn etwas näher orientiert, sowie über seinen in Lauban am 25. Juli 1720 im Alter von $23^{1}/_{3}$ Jahren eingetretenen Tod. Seine Eltern hat uns Günther in seinem Gedicht an Dr. Hahn S. 481 ff. zur Genüge geschildert. Es steht aber in allen Gedichten Günthers über Schubarth und Lauban kein Wort darin, daß Günther in das Stadtgefängnis oder den sog. Stock wegen Schulden eingesperrt gewesen wäre, wohin ihn seine überaus habgierige Wirtin hätte bringen lassen. Die „Curieuse Lebens-Beschreibung" Günthers erzählt den Anlaß zu der so strapaziösen Winterwanderung Günthers aus Breslau mit Freund Schubarth über Jauer nach Lauban ganz anders als bloß aus einem genialen Triebe, nach fahrender Scholarenart mit ihm herumzuvagabondieren. Hierher nach Lauban, wie schon vorher von Breslau aus ins Oelsnische Gebiet, hatte Günther zu seiner Wanderung an ganz bestimmte Orte Empfehlungsschreiben von Breslauer Freunden. Wenn er unterwegs Wandergesellen zweifelhafter Natur traf und sich ihnen zeitweise anschließen mußte, bis er sein mit ihnen gemeinsames Endziel erreichte, so ist das doch in seiner poetischen Schilderung der Reise-Abenteuer noch kein angeborener zigeunerhafter Charakterzug von ihm selbst. Das wird meine

demnächstige Ausgabe der „Curieusen“ erhärten. Günthers Not und Elend und Erkrankung waren bis zu einem bestimmten Zeitpunkt in Lauban so groß, daß er einmal zu sterben vermeinte und in seiner Schwachheit diesen seinen Freund bat und ihm in die Feder diktierte: „Schreib an und laß dir dieses Licht / Von nun an zum Gedächtnis dienen!“ (Ged. S. 113 ff.) — Es war eine Art Testament für ihn und etwa noch drei gute Herzensbrüder, die er bedauerte, mit guten Ratschlägen und neuen Hoffnungserweckungen, obgleich er selbst so tief erschöpft sich fühlte, daß er in der letzten Strophe den Stoßseufzer von sich gibt: „Ich wünsche ganz und gar zu sterben“. Aber er erholt sich schnell wieder und hat das Glück, neue hilfreiche Freunde zu finden. Seinen Freund, den noch so jungen angehenden Schulgehilfen, sucht Günther in dem Gedichte S. 583: „Komm, Bruder! auf mein Wort und folg auch mir einmal, / Wir wollen in der Angst das beste Teil erwählen“, zum Mitgehen mit ihm auf eine Universität zu bewegen. Er sucht ihn aus seinem Trübsinn über seine Notlage durch höchste philosophische Betrachtungen zu seiner Anschauung von der Ordnung der Natur und dem vorbestimmten Zweck des ihre Weisheit erforschenden Geisteslebens zu erheben. Und das sollte an einen „lockeren“ Gesellen gerichtet gewesen sein? Günther schreibt bald genug wieder selbst seine vielen Hunderte von Verszeilen. Es liegt keine Spur einer Andeutung vor, daß Schubarth Günther beschwatzt hätte, in Lauban sich als „Kurpfuscher“ niederzulassen. Günther suchte vielmehr nur eine nachhaltige Unterstützung, die ihn zum Ziele seiner Universitätsstudien führen sollte, deren Kosten doch wohl mit seinem dortigen Aufenthalte für seine kargen poetischen Honorare unerschwingliche sein und bleiben mußten, wenn ihm nicht noch außergewöhnliche Hilfe zuteil wurde. Die erwähnte Dachkammer, in die es Flocken schneite, mit einem bloßen Strohlager ist durch ihn selbst bezeugt, aber der von Kalbeck geschilderte Gefängnis-Stock mag sich vielleicht in der Nähe dieser seiner Wohnung befunden haben; Günther selbst hat sich die ganze Zeit seiner Wiedergenesung frei in Lauban umherbewegt. Die schuldige Miete für dieses Logis und für die dürftige Kost, die er seinem Freunde Haas (Nachlese S. 145), Dr. Hahn (Ged. S. 479 ff.), Freund Löbin (Ged. S. 412 ff.) und Prof. Mencke (Nachlese S. 207 ff.) aus Lauban ebenso wie seinem Freunde Marquard in Leipzig (Nachlese S. 54) aufs herzbeweglichste schildert, hat er nach der „Curieusen“ schnell genug entrichtet und ist in bessere Pflege gekommen, in der er sich fast ein halbes Jahr in Lauban von Anfang Februar bis Anfang August 1720 befunden hat. Hier ist er seinem Gegner Fritsche und dessen geistlichem Freunde, der ihn so schnöde abwies, zum Trotz so lange

geblieben, um ihnen und aller Welt den Beweis zu liefern, daß er der Verlorene nicht sei, als den sie ihn verleumdeten. Somit ist der barmherzige Büttel des Stockes, das Diktandoschreiben Schubarths (das eine„ Schreib an!" -Gedicht ausgenommen), das spärliche Stück blauen Himmelslichts und Unkrautgeranke, das Günther als Gefangener nur von der Außenwelt noch gesehen haben soll, kurz die ganze Drum- und Dranschilderung von Günthers Elend bloß eine Phantasmagorie Kalbecks, mit der er Günthers Lage nur noch tiefer herabdrückt, als sie ohnehin schon war. „Drei Wochen sind es schon, seitdem ich Lauben drücke / Und hier wohl weiter nichts als eine Gaß erblicke; / Sonst komm ich nirgends hin. Ich hab ein doppelt Haus, / Zum Betteln meyn ich nur; des Abends zieh ich aus / Und schlafe dort bei dem." (Ged. S. 480 ff.) Das alles war auch noch nicht die Peripetie oder plötzliche Wendung seiner Lebenstragödie. Günther sollte nach seinen ersten Laubaner Erfahrungen noch drei ganze Jahre voll immer neuer Wendungen erleben.

Doch noch eine Ausnahme außer Herrn Adalbert Hoffmann möchte ich gern von allen neueren Bearbeitern Günthers nach alter Schablone und noch ohne Berücksichtigung meiner zwei Arbeiten über Günther, einem Max Kalbeck, Litzmann, Fulda, v. Scholz, Kopp u. a., machen, und das wäre bei Dr. phil. Carl Enders mit seinem Versuch, eine richtige „Zeitfolge der Gedichte und Briefe Günthers (Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1904, 233 S. gr. 8⁰) herzustellen, den berichteten Ereignissen methodisch auf den Leib zu rücken, und sie mit möglichst gesicherten Anmerkungen zu begleiten. Er hat dies sein Buch seinem Lehrer Professor Dr. Berthold Litzmann gewidmet, von dem ich in fast allen Hauptfragen abgewichen war und mit dem ich mich deshalb schärfer auseinander setzen mußte, um zu verhüten, daß die anderthalb Jahrhunderte lange Irreführung über Günther sich etwa verewige. Aber wenigstens einige Entdeckungen hat mir Enders doch bereits zugestanden, und so dürfte ich von ihm wie von seinem in allen übrigen Punkten so streng methodisch-wissenschaftlich verfahren wollenden Lehrer, dessen Verdienste für Günther ich im übrigen gern anerkenne, und weil ich beide für gerecht und eines ehrlichen Strebens nach literarischer Wahrheit beflissen erachte, doch wohl auch eine endliche Anerkennung meines vor allen Biographen doch zuerst geltend gemachten Gesamtstandpunktes über Günthers Charakter und über die Echtheit seiner „Curieusen" und der „Schweidnitzer Liebesbegebenheiten" nebst den ersterer beigefügten acht poetischen Episteln und dem Anhange „Letzte Gedanken auf seinem Sterbebette" gewärtigen und deren endliche Aufnahme in Enders' verheißene chronologisch-kritische Ausgabe sämtlicher Günther-Schriften

mit sachlichen Anmerkungen noch bei Lebzeiten erhoffen. Günthers „Curieuse Lebensbeschreibung" (2. Aufl. 1738) kennen ja meine literarischen Kritiker, denn sie ist in Universitäts- und anderen Bibliotheken noch zur Einsicht vorhanden, und die „Liebesbegebenheiten" von 1732, welche ihnen nicht bekannt sind, müßten von ihnen schon aus den wenigen von mir mitgeteilten Stellen meiner „Neuen Entdeckungen" (1881 S. 65, 229, 260 ff) wie „ex ungue leo" (aus den Klauen der Löwe) als echt güntherisch zu erkennen gewesen sein. Wenn Herr Dr. Enders sie etwa noch nicht mit aufnehmen sollte, so wird seine neue in Vorbereitung befindliche kritische Ausgabe schwerlich die alten Ausgaben ausschalten. Erfreut hat mich sein in der „Einleitung" S. 6 ausgesprochenes Urteil: —

„Im Menschen tritt uns immer wieder das Ringen einer durchaus edlen und ethischen, vor allen Dingen außerordentlich wahrhaftigen Persönlichkeit mit starken und fruchtbringenden Leidenschaften entgegen. Und es wird, denke ich, klar, daß die Ungunst der Verhältnisse doch bei weitem die größere Schuld an dem tragischen Schicksal dieser Künstlernatur trägt. Auch für den objektiven Forscher ist es schmerzlich, ihn verbluten zu sehen im Kampf mit kleinlichster Bigotterie . . ." Wenn nun aber Herr Dr. Enders S. 8 behauptet: — „Freilich über das Bekennen hinaus zum souveränen Gestalten des eigenen Lebens nach künstlerischem Maß ist Günther nicht gekommen; das Leben hat ihn vorzeitig zerbrochen," — so hat er übersehen, daß Günther trotz der Ungunst seiner Lebensverhältnisse doch fast in jedem seiner Gedichte und zuletzt in seinem Lebens-Epos, der „Curieusen", dennoch wahrhaft künstlerisches Maß betätigt hat. Nemo ultra posse obligatur.

Ich wende mich im Folgenden hauptsächlich nur den Anmerkungen des Dr. Enders zu, welche gegen meine Behauptungen in meinen zwei erschienenen Werken gerichtet sind.

Irrt sich Herr Dr. Enders denn nicht selbst in seiner Annahme S. 42 seiner „Zeitfolge", daß ich bei Festlegung der Persönlichkeit der Leipziger Lenore in meinen „Urkunden und Belägen zur Günther-Forschung (1895) S. 15 ff. nicht genug mit der Zeit gerechnet hätte? Ich sage doch deutlich genug S. 19: „Die wirkliche Lenore ward vielleicht schon im September 1719 anderwärts verbunden." Ich hatte doch diesen triftigen Grund des „anderwärts", nicht gar zu sicher gerade an dieser Johanna Eleonore Bierlinger als in Leipzig getraut festzuhalten.

Ebenso S. 58 erkennt er die Kußgeschichte zwischen Günther und Frau Johanna Elenore Dauling, der Schwester Speers, als richtig an. — S. 59 glaubt Dr. Enders, daß ich mich inbetreff der Bemerkung Günthers über die nicht große Fruchtbarkeit ihres Schoßes lediglich geirrt habe, wenn ich glaubte, Frau Dauling habe keinen Sohn gehabt. Das habe ich ja gar nicht behauptet. Die „nicht große" setzt doch schon eine vorherige ge-

wisse, aber höchst seltene „Fruchtbarkeit ihres Schoßes" voraus. Ich habe nur konstatiert, daß Kinder aus dieser Ehe auf Nachforschungen in Kirchenbüchern bisher nicht weiter ermittelt wurden. Das ist meinerseits doch kein Irrtum. Zuerst hat doch auch Adalbert Hoffmann in seiner Schrift: „Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge." (Warmbrunn, Max Leipelt, 1897) S. 61 aus „Adami, Das gelehrte Landeshut" S. 215 ermittelt, daß Frau Dauling, seit 1711 verehelicht, ihrem Gatten erst 1718 am Tage Martini einen Sohn Samuel Gottlieb geschenkt hatte. — Und hier ist der Ort, dem Herren Dr. Enders weil er das Gedicht „Nachlese" S. 92 f. als an Frau Dauling gerichtet erklärt, ganz entschieden zu widersprechen. Wäre dieses der Fall, so wäre sowohl Frau Dauling wie Günther selbst in einem ehebrecherischen Verhältnisse begriffen gewesen. Dann hätte Litzmann in seiner Textkritik S. 69 Note zu Nr. 57 allerdings Recht, dies „eine Liebeserklärung in wahrhaft erschreckender Offenheit an eine verheiratete Frau" zu nennen. Aber auch der scheinbar plausible Grund des ihm damit sekundierenden Dr. Enders, daß dem Gedichte der „Nachlese" S. 89: „Gedenke von mir, was Du willst", welches wirklich an Frau Dauling adressiert und unschuldiger Natur ist, das Gedicht S. 92: „An Olorinen" (Elenoren) folge, welches mit den Worten beginnt: —

„Da sieh nur an, mein Kind, wie grausam mich das Glücke, / Als keinen auf der Welt in allen Sachen drücke;
Es gab Dich mir zu sehn, es gab mir deinen Kuß, / Und mitten in der Lust, im Anfang unsrer Flammen,
Reißt uns sein harter Schluß / Durch einen Strich vonsammen, / Der dich in Unruh setzt und mich beschäumen muß."

„Es scheint zwar etwas viel, drey Tag einander kennen / Und in drey Tagen schon von gleichem Zunder brennen,
Dieß scheint dem Pövel viel, doch wundert mich es nicht. / Denn Liebe ist ein Bund getreu und edler Herzen,
Die durch der Augen Licht / Sogleich verbindlich scherzen, / Sobald die Ähnlichkeit der Geister auswärts bricht. —"

und daß beide Gedichte „dem Herausgeber der Nachlese natürlich so zusammengelegt" zum Drucke übergeben worden seien, ist noch gar kein Beweis, daß Günther auch dieses Carmen an Frau Dauling gerichtet hat. Sondern es ist vielmehr eher ein Beweis dafür, daß Frau Dauling in ihrem Nachlaß, über den ihr Bruder Advokat Speer zu verfügen hatte, dieses ihr vielleicht von Günther abschriftlich übergebene Gedicht aufbewahrte, das aber 1719 an die Leipziger Leonore gerichtet war und das der Bruder für ein der Schwester zugewendetes hielt und sich durch dessen Mitveröffentlichung in seinem nachträglich durch die „Curieuse" bekannt gewordenen abfälligen Verhalten gegen seinen dichterischen Freund gewissermaßen recht-

fertigen wollte. Günther hat sicher Speers Schwester im Dezember 1721 in Landeshut nicht bloß drei Tage gekannt, um am vierten von ihr hinweg nach Schmiedeberg wegen seines unzeremoniösen Kusses zu entfliehen. — Eine Gattin und Mutter wie Frau Johanna Eleonore Dauling in gesicherten Lebensverhältnissen setzt sich trotz aller Zuneigung, die sie für Günthers Dichtkunst und Ruhm gehabt haben wird, nicht den in den folgenden Versen geschilderten versteckten und leicht zu beobachtenden Liebeständeleien aus: —

„Frag dich nur selber aus, so wirst du mich ergründen, | Besiehe dich genau, du wirst mein Herz schon finden,
Da wo die Ros' und Schnee den vollen Busen deckt. | Auch dein Herz fing ich bald mit halb erstohlnen Küssen.
O zärtliches Konfekt, | davon du selbst wirst wissen, | Wie kräftig und wie gut es auch im Schlafe schmeckt.
„Das Drücken schöner Hand ergötzt mir noch die Sinnen; | Der Vorwitz saß dabey und ward es doch nicht innen,
Wenn unsrer Finger Scherz die stumme Sehnsucht wies. | So schön entzückt uns kaum der Morgenröthe Prangen,
So schön kein Paradies, | Als damals deine Wangen, | Da sich mein fauler Geist dein Mäulchen wecken ließ"

Diese Situation ist am besten erklärlich, wenn Günther in Leipzig ein Studierzimmer von einer Wirtin gemietet hatte, deren Stieftochter dasselbe in Ordnung brachte, und der von ihr dem schlafenden Günther versetzte Kuß und ihr ganzes Verhalten bei gemeinsamer Wirtstafel ziemt eher einem lebenslustigen jüngeren Mädchen als einer gesetzten Frau. Doch hören wir zuvor unsern Dichter weiter: —

„O Lust voll Eitelkeit! So flüchtig sind die Sachen, / Woraus wir Sterblichen ein himmlisch Glücke machen;
Der vierte Mittag kommt, so heißt es: Gute Nacht. / Wie mir zu Muthe sey, das wirst du selbst wohl fühlen.
Wer hätte dieß gedacht, / Daß ein so kurzes Spielen / So viele Seelenangst und bange Sehnsucht macht.
„Ach! könnt ich dir mein Leid in Bildern überschicken, / Ach! hätt' ich deinen Kuß, wie würd' er mich erquicken;
Da Hitze, Weg und Sand den müden Körper quält. / Vor Schwermuth hab' ich schon in Wiesen, Thal und Heiden
Den rechten Weg verfehlt / Und biß mein strenges Leiden / Den Sträuchern und der Luft und mehr mir selbst erzählt.
„Bleib, Olorine, bleib, so wie ich dich gefunden, / Ich meyne, klug und treu, und reiß die Abschiedswunden
Dir doch nicht gar zu oft durch blöden Kummer auf; | Soll unsre Freude blühn, so wird es sich schon finden;
Du siehst des Wetters Lauf: | Bey so viel Näss' und Winden | Verzagte fast die Welt, jetzt folgt der Sommer drauf." —

Günther hat sich auch hier wie schon vier Jahre vorher in Schweidnitz, wo er sechzig Wochen lang die Wächter hinter's Licht geführt zu haben vermeinte, gründlich in seiner Annahme getäuscht,

daß er den Augen der neidischen Rivalen und dem der wachsamen Stiefmutter entgangen sei, die ihn jedenfalls mit seiner Olorine in einer neuen Kußsituation unvermutet überraschte und ihn einfach vor die Tür setzte. Wie kommt es nun, daß dieselbe „Nachlese Güntherischer Gedichte“, welche dieses so fragwürdige und bezweifelte Carmen enthält, auf Seite 111 als Anhang auch jenes einzig denkwürdige Poem bringt: „Als er ungefähr auf dem Kirchhofe mit seiner Leonore zusammen kam“, das mit den Worten anhebt: —

„Der Mittag brannte scharf, als Philimen spazierte“ usw. —

und in der Einsamkeit der grünen Kirchhofslinden des Leipziger Paulinums in herzbewegende Klagen darüber ausbricht, daß er von seiner Philidore für immer getrennt bleiben könnte? —

„Es sind, du weißt es wohl, fast mehr als sieben Wochen,
Seitdem wir uns bereits nicht mehr vertraut gesprochen,
Seitdem mein dürrer Mund den reinen Kuß entbehrt
Und Sehnsucht und Verdruß mein trocknes Marck verzehrt.
Wir sind in einer Stadt, ja gar in einer Mauren;
Jedoch weil Haß und Neid auf unsern Umgang lauren,
So sind wir halb entfernt; dieß ist ein härtrer Stand,
Als wär sie in Stockholm und ich in Morgenland.
Kein Zufall will sich noch in unsre Wünsche schicken,
Die Mutter hütet sie mit viel Verfolgungsblicken,
Kein Fenster und kein Spalt, kein Winkel, keine List
Ergötzt mich nur mit dem, was doch noch wenig ist.
Ja, wenn ein einzler Druck die Hand vergnügen möchte,
Ja, wenn mir nur ein Blatt verstohlne Nachricht brächte,
So hätt' ich etwas Trost, und so behülf' ich mich
In Hoffnung beßrer Zeit. Verhängnis, beßre dich
Und liefre mir ein Kind nur einmal in die Armen . . .“

Und sie kommt unversehens von hinten her, um ihm an ihrer Eltern Grab die Augen zuzuhalten und ihm den ersehnten Kuß und Trost zu bringen und „Dich, eh du reisen sollst, noch einmal zu umfangen.“ Er ist ja im Begriffe, bald (im Juli oder August 1719 kommt es erst dazu) auf seines Rektors Menckens Empfehlung an den Dresdener Hof zu gehen. Und damit stimmt das vorhergehende, falsch auf Frau Dauling gedeutete Gedicht in seiner einzig sicheren Zeitbestimmung überein, daß wir uns nahezu vor dem Beginn des Sommers mit beiden Liebenden befinden. Wäre Günther nach diesem Gedichte von Frau Dauling weggeflohen und nicht vielmehr von der Leipziger Leonore so plötzlich getrennt worden, so hätte er doch im Dezember 1721 wahrlich nicht über „Hitze, Weg und Sand in Wiesen, Tal und Heiden“, sondern er hätte „über Frost, steile Wege, Berge und Täler“ gejammert — und vielleicht den „beschrienen Rübezahl, den König der Sudeten“, zu Hilfe gerufen. Wohl aber stimmt es nach diesem Leipziger Lenoren-Gedichte, wenn Günther in seiner Verstörung von Leipzig aus nach seiner Gewohnheit einen Beruhigung suchenden

Ausflug durch's Rosental und durch's Specktal (das heutige wilde Rosental) auf Lützschena zu gemacht hätte, in dessen Gruft jetzt der jüngst verstorbene deutsche Botschafter aus Washington Freiherr Speck v. Sternburg ruht. Dahinaus gibt es ja Elster-Wiesen, Täler und Heiden, worunter Nadel- und Laubwaldungen zu verstehen sind. Die zwar übereilte, aber immerhin ehrsame Kußgeschichte mit Frau Dauling kann aber nur Anfang Dezember 1721 passiert sein, denn bald danach befindet sich Günther plötzlich aus Landeshut geflüchtet in Schmiedeberg, um zu arbeiten, und dort erkrankt er auch im Frühjahr 1722 infolge der vielen Ärgernisse, die ihm die Landeshuter Kußgeschichte und noch andere Mißverständnisse unter früheren Freunden und selbst mit Phyllis gebracht haben. Damit ist, wie ich wohl hoffen darf, der Verdacht auf Günthers ehebrecherisches Verhalten mit Frau Dauling ein für allemal aus der Welt geschafft und seine Redlichkeit, auf die er selbst so große Stücke hält, wie in dem Nachlese-Gedicht S. 17 ff.: „Die man sich selber macht, ist wohl die beste Lust" —, in diesem für ihn anscheinend schlimmsten Falle erwiesen.

S. 85 der „Zeitfolge" bleibe ich auf Herrn Dr. Enders weitere Belege zu den sich leicht vermehren lassenden weniger brauchbaren Belegen bei Wittig S. 13 und 14 gespannt. S. 95 hält Dr. Enders meine Beziehung von „Vaterstadt" und „Stiefmutter" auf das Striegauer Elternhaus (in meinen „Neuen Entdeckungen 2c." S. 324 ff.) im „Schweidnitzer Taschenbuche Günthers" schon „an sich für jeden Einsichtigen hinfällig", weil er die Abhängigkeit dieser Taschenbuchnotizen zu den Emblemen des römischen Dichters Andreas Alciatus schlagend nachgewiesen und die Haltlosigkeit meiner Annahmen dadurch endgiltig erhärtet habe. Herr Dr. Enders irrt sich aber damit bedeutend. Gerade die Uebereinstimmung der Stellen des Alciatus mit den damaligen Erlebnissen Günthers in Schweidnitz und mit seinen Eltern in Striegau dürfte diese sinn- und sachverwandten Notiznahmen Günthers aus Alciatus zu gelegentlicher dichterischer Verwendung veranlaßt haben. —

S. 130 dürften Enders' Berechnungen und Annahmen, daß Günther noch einmal von Dresden nach seinem Fiasko am Hofe über Bora nach Leipzig zurückgekehrt sei, um durch sein Gedicht an König Friedr. August sich vielleicht doch noch eine Stellung und Leonorens Besitz zu verschaffen, sich keineswegs aus dem Gedicht der „Nachlese" S. 111 ff.:, „Der Mittag brannte scharf, als Philimen spazierte, 2c." ergeben. Die hierin erwähnte Zusammenkunft auf dem Pauliner Kirchhofe am Grabe von Leonorens Eltern muß durchaus vor Günthers Abreise nach Dresden zur Audienz, also vor dem August 1719, etwa im Juli stattgefunden haben. „Der Kirchhof nimmt uns ein und stillt mein heiß Ver-

langen, Dich, eh Du reisen sollst, noch einmal zu umfangen", sagt Leonore, nämlich seitdem er sie rasch kennen gelernt und von einer schweren Krankheit gerettet habe, jedoch durch der (Stief-) Mutter Wachsamkeit fast mehr als sieben Wochen, (man könnte dabei an Ostern bis Pfingsten [v. 9/4 bis 25/5 1719 und noch etwas darüber hinaus bis in den Juni hinein] denken!) von ihr getrennt gewesen sei.

„Jetzt weiß ich freilich nicht, wie lang ich hier noch bleibe,
Noch, wo mich Glück und Wind in kurzem hin vertreibe;
Und darum sei es dir hiermit vorausgesagt,
Bleib, wie du ietzo bist, und wenn dich alles plagt,
So denk an Gott und mich, und an mein Wiederkommen.
Ich werde, wenn mein Fleiß an Wachsthum zugenommen,
Dein Glücke mit erhöhn" . . . .

Das ist einfach und deutlich. Zu S. 131 werde ich über den Bräutigam der edlen Kunauin meine andere Quelle, als die von Enders zitierte, in meiner Ausgabe der „Curieusen" beibringen. — Vers 55 geht dabei nicht auf das Fiasko am Hofe, sondern auf Günthers Erlebnisse in Wittenberg und die erste Leipziger Zeit. — S. 132 ist das Bora bei Dresden (wie auch der Leipziger Pauliner-Kirchhof in vorhergehend erwähntem Gedichte) ebenfalls meine Entdeckung in den „Urk. und Bel." (1895) S. 12, 13 und 20 und „Neuen Entdeckungen" (1881) S. 336, nur daß mein Beisatz: „wo Luther's Gemahlin herstammt", sich seither durch Quellenforschungen ihres neuesten Leipziger Biographen Dr. Ernst Kroker als nicht stichhaltig erwiesen hat. Es scheint mir nun höchst wahrscheinlich, daß Günther nach seinem Fiasko in Dresden vor dem 16. August 1719, an dem er an Freund Brandenburg Bericht erstattet, auf dem Boraer Rittergute seines Dresdner hohen Gönners geweilt und dort sein Lobgedicht an König August verfaßt und dessen Wirkung abgewartet hat, bis er alles verloren geben und am 2. September 1719 von Dresden nach seiner schlesischen Heimat abgehen mußte. An eine polizeiliche Ausweisung des sonst gut empfohlenen Studenten ist wohl nicht zu denken; ebensowenig an seine Rückkehr nach Leipzig. An Professor Mencke hat er erst später am 14. April 1720 von Lauban aus eine poetische Epistel verfaßt, in der die aufklärende Stelle vorkommt (Vers 15 ff.:)

„Ich suchte, wie du weißt, vergangnen Sommer Rath
Und zog mit Frieden heim, auf Hoffnung beßrer Zeiten,
Um der so langen Qual ein Ende zu bereiten;
Die gute Meynung kam, die gute Meynung fiel,
Ich änderte den Platz, doch nicht das Trauerspiel,
Indem mich Klag und Weh mit neuer Furcht umgeben.
Kurz, alles ist nun hin . . . . („Nachlese" 1742 S. 207.)

Die gute Meinung, die da (jedenfalls schriftlich von Leipzig) kam und fiel, dürfen wir getrost als das ihm von Mencke an-

geratene „Lobgedicht auf den König“ annehmen, das keinen Erfolg erzielte. — S. 180 seiner „Zeitfolge“ rückt mir Herr Dr. Enders vor, daß erst die Untersuchungen eines Karl Hofmann in der Zeitschrift für deutsche Philologie 26, S. 225 ff. „die wegen ihrer Unwissenschaftlichkeit nicht zur Geltung gekommenen Behauptungen Wittigs gestützt“ hätten. Ich finde aber weder bei ihm, noch bei Kopp im „Euphorion“ etwas Näheres über meine Arbeiten und befasse mich deshalb nicht weiter mit ihnen. Aber waren denn z. B. meine Schweidnitzer Kirchenbuchangaben über Magdalis Leonore Jachmanns Geburt und verwandtschaftlichen Beziehungen zu Leubscher und Täuber falsch und damit unwissenschaftlich? Hält Herr Dr. Enders denn nur seine und seiner Freunde Art und Weise der Günther-Erklärung für die allein wissenschaftliche? — S. 200 setzt er seiner Kritik über mich die Krone auf, wenn er meinen Nachweisen, daß unter Günthers schlimmen Pfaffen Thrax und Bav nur Pastor Schmolcke in Schweidnitz gemeint sein könne, die voreilige Warnung folgen läßt, „daß man sich auch hüten müsse, aus dem wenigen Material nun so kritiklos, wie Wittig, alle mißliebigen Äußerungen Günthers über schlimme Pfaffen um diesen geistlichen Dichter zu gruppieren.“ Ich bescheide mich so lange, bis Herr Dr. Enders seine und andere bessere Gegenbeweise beigebracht haben wird. S. 202 hat er diesen Ausfall gegen mich vergessen und sich selbst berichtigen müssen. Fulda habe ich bereits mit seiner total irrigen Ansicht, daß Bav ein Pfarrer Lachmann in Brieg gewesen sei, in meinen „Urkunden und Belägen“ (1895) S. 12 gründlich mit dessen hohem Alter widerlegt. Ich habe meines Wissens nur Polylogus, Alazon, Bavius, Therander mit Schmolcke indentifiziert, Thrax aber auf Fritsche bezogen. — Trotz aller dieser mir aus einer ganz ungerechtfertigten Voreingenommenheit gemachten kritischen Vorwürfe schätze ich doch eine große Menge von Dr. Enders beigebrachter Erklärungen, die jedoch immer noch hie und da mit nachprüfendem Auge zu verfolgen sein werden. Diese meine üblen Erfahrungen mit meinen Herren Kritikern, selbst anscheinend wohlmeinenderen und gerechteren, zwingen mich, bei dem erneuten Nachweise der Priorität vieler meiner Entdeckungen zu beharren, wobei ich gern jeden das Seine belasse und nur das Meinige festhalte.

Nach solcher Festlegung und Charakterisierung des wirklichen Lebensganges Günthers wende ich mich nunmehr zur Berichtigung von der (Eingangs erwähnten) neueren Schilderung R. E. Jahns über Günthers Ableben in Jena, — zu „der kleinen Kammer, deren Fenster auf einen dunklen Hof gingen, in der Johann Christian Günther auf den Tod krank darnieder lag.“ — Wir

kennen noch nicht das Haus, in dem Günther in seinen letzten Lebenstagen gewohnt hat. Man hat ihm wohl zu Ehren in neuerer Zeit eine Gedenktafel an einem traulichen Ökonomiehause mit einer es hoch überschattenden Akazie vor dem Johannistore der Stadt angebracht; aber Günther's letzte Wohnung ist uns daselbst nicht wirklich dokumentiert. Wenn Jahn sagt: — „Ein Herr v. Eben und Brunnen hatte dem sterbenden Dichter dieses Winkelchen eingeräumt, um seine ausgehetzten Glieder auszustrecken . . . um Ruhe zu finden", — so wissen seine bisherigen Biographen über dessen Beziehung zu Günther in Jena blutwenig und nichts weiter, als was uns ein sechszeiliges Gedicht Günthers in der „Nachlese" (Breslau 1742, S. 126) mit den Worten verrät: — „An den Herrn von Eben:

„Nur einen halben Topf nach unserm schles'schen Maße
Vom gestrigen Konfekt, das in die Kammer fiel,
Erbittet jetzt ein Knecht (Freund) auf dieser Läuterstraße,
Der mehr ein Diener ist, als er es heißen will.
P. S. Gewisse Gründe zwingen mich,
Wär dieses nicht, so holt ich dich. — Günther."

Hiernach hätte Günther auf der, der Johannisstraße parallel von Osten nach Westen zu verlaufenden Leutrastraße in Jena gewohnt, die vom Burgkeller aus zum alten Johannisturme mit dem Durchgangstore führt, an welchen Orten ich im Sommer 1890 mit meinem einzigen Sohne Alexander, nebst Frau und meinen zwei Töchtern erinnerungs- und gedankenvoll geweilt habe. —

Und hier sollte ich etwas mich tief im Gemüt Niederdrückendes erleben. Als ich vom Burgkeller aus die Leutrastraße langsam gegen Westen auf den Johannistorturm zu hinabschritt und mir rechts und links die Häuser betrachtete, erblickte ich einen älteren Handwerker in grauer Schürze und mit seinem betroddelten Arbeitskäppchen auf dem Kopfe in einer Haustüre stehend und nach dem Himmel ausschauend. Ich faßte Vertrauen zu ihm, weil ich in ihm einen arbeitsamen Bürger der Stadt vermutete, der über vieles nähere Kenntnis haben werde, trat deshalb an ihn mit Gruß heran und befragte ihn nach der Entfernung des Alten Johanniskirchhofes. Dabei kamen wir auch auf Günther zu sprechen. „Oh!" — äußerte er sich nun, — „Sie meinen doch wohl den poetischen, aber leider ganz versoffenen Studenten?" — Da hatte ich das fast unausrottbar verbreitete Vorurteil über meinen heimatlichen Dichter wieder! Selbstverständlich versuchte ich dem Manne in aller Kürze eine etwas bessere Meinung beizubringen, worauf er mir schließlich nur zur Antwort gab: „Ach, lieber Herr! Ich kenne die Herren Studiosen doch wohlet was besser als Sie; ich habe manch liebes Mal in ihrem Kreise und droben auf dem Fuchsturme gesessen, ich kenne die Brüder, Günther wird

nicht viel besser gewesen sein als die heutige Jugend." — Mit diesem Urteil mußte ich mich begnügen und schließlich Abschied von dem gewiß ehrlich denkenden Bürger Jenas nehmen. — Wollen die Herren Studenten sämtlicher deutschen Universitäten dieses philisterhafte Allgemeinurteil über ihre feucht-fröhliche Trinklust auf sich und auf einem ihrer besten Vertreter im Poeten Günther als charakterschändend sitzen lassen? Bloß weil er seine Kommilitonen „oftmals ermahnte: ‚Brüder, laßt uns lustig sein, / Weil das Leben währet!'"? — Mußte das gelegentliche Mittrinken des meist heiter gestimmten Poeten in fröhlicher Zecherrunde wie in Freundeskreisen denn natur-notwendig stets unter den Tisch, anstatt auf die Höhe dichterischer Begeisterung führen? Gibt es für viele nicht auch zuweilen eine unverschuldete Seekrankheit zu Lande, wenn der Organismus das Schaukeln aus dem gewohnten Gleichgewicht nicht verträgt? Haben wir einen Günther trotz aller seiner letztlebigen, nervenerschöpften Selbstanklagen wirklich mit einem Edgar Poe und Fritz Reuter auf eine Linie zu stellen? (Man lese hierüber des Verfassers Betrachtungen in „Neue Entdeckungen S. 284 und 320.)

Eine ältere Schwester von dem 1698 geborenen George Gotthard*) von Eben und Brunnen, welcher Günthers Studienfreund und Gönner in Jena war, nannte sich Freifrau, seit 1714 verwitwete Anna Eleonora von Reibnitz geb. Baronne von Eben und Brunnen († 1754) auf Ober- und Mittel-Leipe bei Bolkenhain in Schlesien, auf deren Gütern Günther auf Empfehlung des Herrn von Stosch auf Klein-Logenau (was aber Herr A. Hoffmann scharfsinnigerweise in Klein-Kotzenau hinter Lüben und als einen Lesefehler des ersten Setzers und Korrektors berichtigt hat), etwa vom 1. August bis Ende September 1721 Informator von deren jüngeren Kindern war. (Vergl. „Neue Entdeckungen" S. 236, 242, 243.) Daß Günther von diesem Herrn Studiosus v. Eben und Brunnen „mit freier Wohnung und Kost versorgt" worden sei, berichtet zwar Dr. med. Steinbach, Günthers erster Biograph 1738 (s. meine „Neue Entdeckungen" S. 61), aber gar so schlimm kann es zuletzt pekuniär mit Günther nicht mehr gestandenen haben, da er, abgesehen von der durch Großkaufmann v. Beuchel sen und jun. in Landeshut gratis vermittelten Sammlung seiner Gedicht-Drucke und druckfertigen Manuskripte derselben, wohl auch von diesen und anderen Freunden des Landes-

*) Hier liegt offenbar eine Verwechselung mit den Vornamen des 1699 geborenen George Gotthard von Reibnitz vor (s. Wittig, Neue Entdeckungen 243 Anm.) Denn Anna Eleonora war die einzige Erbin des am 17. Januar 1714 verstorbenen Freiherrn Georg Gottfried von Eben und Brunnen. H.

huter Umgangskreises mit den zur Fortsetzung seines Studiums erforderlichen Mitteln versehen worden war.

Ich wende mich nun zu Jahns weiteren Mitteilungen über Günthers letzte Lebensstunden. Da heißt es: „Das feine, wachsbleiche Gesicht mit den großen dunklen Augen, umwallt von braunen Locken, erschien fast schon tot, so eingefallen und welk war es, und nur das Zittern der weißen Lippen zeigte an, daß das Leben dem gebrechlichen Körper noch nicht entflohen war.“ Sie flüsterten:

„Mein Gott! Wo ist denn schon der Lenz von meinen Jahren
So still, so unvermerkt, so zeitig hingefahren? . . . .
Wo kommt denn aber schon des Körpers Schwachheit her?
Mein Alter ist ja erst der Anfang, recht zu leben . . .“

(Ged. S. 700 ff.)

„Bebend preßt er die fast durchsichtigen Hände vor die Augen. Wie schnell, wie furchtbar schnell verging alles — wie ein weißes Segel durch das Meer gleitet, immer weiter und weiter eilend, bis es in der blauen Ferne verschwindet, wie ein Traum . . . wie ein Traum . . . Er denkt an Schweidnitz u. s. w.“ —

Und nun führt Jahn eine kurze, gedrängte Lebensgeschichte aus Günthers Erinnerungen vor, die ich zunächst in verschiedenen Punkten zu berichtigen habe. An Dr. Thiem, seinen ersten Pfleger, und an Rektor Leubscher, den Günthers Ausbildung aufs höchste fördernden Lehrer, der seiner späteren Geliebten Magdalis Leonore um 2 Jahre jüngere Schwester Eva Maria seit 26. November 1710 (s. Wittig, „Neue Entd.“ S. 186) zur Gattin hatte, sicher aber um diese lange heimlich gehegte Liebe nichts gewußt hat, wird er gewiß für ihre vielen Wohltaten bis ins Grab dankbar gedacht haben; aber ob er die beiden Schweidnitzer Geistlichen, Gottfried Balthasar Scharff, und den Pastor prim. und Schulen-Inspektor Benjamin Schmolcke, den Kirchenliederdichter, in gleich liebevoller Erinnerung bis zu seinem Lebensende getragen hätte, möchte ich doch trotz Enders' Bezweiflung meiner Annahmen über ihn („Neue Entd.“ S. 28, 34, 145, 146, 150, 168, 252, 272, und 345) stark weiter bezweifeln. Von letzterem ging sicher die arge Störung des Verhältnisses Günthers zu seinem Vater und seiner Stiefmutter aus, welche seine zeitweiligen Beichtkinder waren und seine Gottesdienste besuchten. Ich komme später noch einmal auf dieses betrübende Verhältnis bei Besprechung des Magister Fritsche zurück.

Hinter dem Pastor Schmolcke läßt Jahn unseren sterbenden Dichter auch an die kleine Flavia in Roschkowitz denken. „Ihr weißes, schönes Kinderköpfchen mit den langen goldblonden Locken überschattete der Todesengel gar bald mit seinen schwarzen Flügeln. Das war sein erster Schmerz! War das erste Mal, daß das Leben

an ihn herantrat, hart und gefühllos, und ihn mit seinen eisernen Händen packte! — Aber alles erschien ihm wie ein Traum oder wie die Muster an der Tapete verschwommen und durcheinander laufend." — — —

Diese angeblich kleine Flavia, vom Dichter anderwärts auch Philindrene genannt (Ged. S. 192), kann, da sie, als sie starb, schon 15 Jahre zählte, bereits recht erwachsen gewesen sein. Ein Unglücksfall, wahrscheinlich ein Sturz von einem Baume, raubte sie ihm am 25. Februar 1714, am 28. 2. wurde sie zu Siegroth, der Pfarrkirche für Ruschkwitz bei Nimptsch, wie der Ort geographisch heißt, beerdigt als eine Stieftochter des Herrn v. Bock auf Roschkwitz, wie im Kirchenbuche steht. Sie hieß aber keineswegs Fräulein Johanna v. Cobalinska, wie mir der frühere Pastor von Siegroth das schwerleserliche Wort für mein „Buch der Urkunden und Beläge" (1895) S. 15 mitgeteilt hatte, sondern nach genauerer Forschung seines Nachfolgers: Cotulinska.

„Dann hatte er (Günther) auch in Ruschkowitz seine [Schweidnitzer] Leonore kennen gelernt, der er seine schönsten Lieder gewidmet hatte," — fährt Herr Jahn für den Traum des Dichters fort. „Sie hatte ihm den einzigen goldigen Sonnenschein in sein so düsteres und kurzes Leben gebracht." — Es sind dies leider zwei neue irrige Behauptungen. Es ist kein triftiger Beweis dafür vorhanden, daß Günther seine Magdalis Leonore zuerst auf Roschkwitz kennen gelernt hätte. Ich habe nur („Neue Entd." S. 201 ff.) die Vermutung ausgesprochen, daß Günther sie nach dem unverhofften Tode der Gemahlin des Herrn v. Bock, der Frau Hedwig geb. v. Wentzky, am 11. 4. 1715, dem Witwer als zeitweilige Aushilfe in der Wirtschaft empfohlen haben könnte.

Sie war auch nicht „der einzige goldene Sonnenschein seines Lebens", denn er selbst sagt nach seiner Rückkehr von Lauban über Breslau nach Brieg, Wilmsdorf, Kreuzburg und Bischdorf Sommer, Herbst und Winter 1720 von ihr in der „Curieusen" Vers 2855: —

„Die gegen Magdalis noch überblieben Flammen
Verloren ihren Schein nun nach und nach zusammen;
Der neue Gegenstand [Phyllis] erwarb sich mehr Gewinn
Und riß den Überrest des wilden Lebens hin." —

Er wird sonach wohl auf seinem Sterbebette mehr an diese Phyllis (Johanna Barbara Littmann), Tochter des Pfarrers von Bischdorf bei Kreuzburg, gedacht haben, um deretwillen allein er doch zuletzt nach Jena gegangen war, um sich auf Wunsch ihres Vaters vor einer Vermählung mit ihr den Doktor-Titel und ein brotbringendes Amt zu holen, als an die ihm längst ungetreue und schließlich auch selbst von ihm freigegebene Magdalis, die sich mit einem andern vermählte, vielleicht mit jenem eifersüchtigen

Vetter in Zedlitz („Nachlese" S. 164) oder Borau. Ihr hatte er ja zur Verteidigung seines und ihres Verhältnisses nicht lange nach seinem Fiasko am Dresdener Hofe in den „Liebesbegebenheiten" seiner Schweidnitzer Abgangsjahre ein poetisches Denkmal „aere perennius" (dauernder als Erz) gesetzt. „Von seinem Vater und seiner Mutter [?] verstoßen, gehetzt und ruhelos bald dahin, bald dorthin eilend, sank er tiefer und tiefer . . . . Als ihn 1720 auch seine Leonore verließ, [die Leipziger von 1719 hat Jahn ganz übersehen und zu erwähnen unterlassen] nachdem er freiwillig auf sie verzichtet hatte, um einem andern Manne nach Anklam zu folgen, [was jedoch dort nirgend, erwiesen ist und jedenfalls nur eine Befürchtung Günthers wars als einmal die Leipziger Leonore (Ged. S. 268) verreisen wollte] war der letzte [?] gute Engel von dem unglücklichen Dichter gewichen, war seines Lebens Sonne gesunken und er lebendig tot [?]. Fahl flackerte noch einmal die Hoffnung empor, als er in Bischdorf des Pfarrers Tochter Eva Christina [?] Littmann kennen lernte, und in Sehnsucht nach Ruhe ergriff er die Gelegenheit, um ihre Hand anzuhalten. Diese Hoffnung war ein Irrlicht und erlosch in Nacht. Der Pfarrer hatte seine Einwilligung von der Aussöhnung Günthers mit seinem Vater abhängig gemacht, und zum vierten [?] Male wanderte dieser nach Striegau, und zum vierten [?] Male verstieß der harte Vater seinen eigenen Sohn ungehört . . . . War das Wirklichkeit oder nur ein Fiebertraum?" — Günther war aber weder „immer tiefer gesunken", noch war er nach dem Verlust der Leipziger wie der Schweidnitzer Leonore „lebendig tot", sondern hat uns dann erst recht einige seiner schönsten und unvergänglichsten Lieder gesungen. Auch war seine letzte Liebe zur Pfarrerstochter von Bischdorf keine bloße fahle Hoffnung und kein Irrlicht, wie die „Curieuse" beweisen wird, sondern reelle Wirklichkeit und scheiterte nicht an ihm selbst mit seinem Willen, sondern nur an den zur Zeit seiner Verlobung mit Phyllis bestehenden ungünstigen Verhältnissen zum Vaterhause und an Günthers notorischer Armut, welche erst durch seine Freunde und Gönner in Jauer, Liegnitz, Leipe und im schlesischen Gebirge in etwas behoben wurde, so daß er endlich wieder auf eine Universität gehen konnte. Ohne Günthers erneute Erkrankung und Tod in Jena hätte er sicher sein Ziel mit Phyllis erreicht. Was übrigens Dr. Enders aus Günthers Worten an seinen Freund Speer („Nachl." S. 142) herausliest: „Doch da das Glücke zwingt, so stoß ich alles hin / Und tröste bald darauf den erst erschrockenen Sinn" —, nämlich daß Günther damit im Juni 1722 [ich setze diese seine Zusammenkunft mit Speer in das

Ende des September oder Anfang Oktober 1721, als er von Leipe über Hirschberg nach Leipzig auf die Universität, jedenfalls mit wieder ungenügenden Mitteln in Händen eilen wollte!] Phyllis aufgegeben hätte, ist über das Ziel hinausgeschossen. Freilich mußte ihm seine Verlobte wie schon über seinen längeren Aufenthalt in Jauer, Liegnitz, auf der Reise diesseits von Löwenberg nach Leipe und Hirschberg erneut zürnen, als sie die abermalige Unterbrechung von Günthers Reiseplan in Hirschberg und seinen längeren Aufenthalt in Landeshut und Schmiedeberg erfuhr, und er mußte auch bei ihr in den scheinbaren Verdacht größter Unzuverlässigkeit und Charakterschwäche fallen, [„daß man untreu scheint und heißt"]. Wir wissen aber, was ihn seinem Freunde Speer [„Nachlese" S. 142 ff.] zu folgen bewog, das zwar nicht mehr so sehr bei seinen Lebzeiten, als vielmehr erst nach seinem Tode zu seinem dauernden Gedächtnis und Ruhme ausschlagen sollte durch den in dieser Zeit möglichst vollständig vorbereiteten Druck seiner noch von ihm selbst gesammelten Lieder. Er verfaßte im schlesischen Gebirge damit gleichsam sein Testament. Mit Phyllis wäre er und ist er auch gewiß noch bei Lebzeiten wieder von Jena aus einig geworden, wenn wir auch kein Zeugnis dafür besitzen. — Nicht das vierte, wie Jahn meint, sondern das fünfte und letzte Mal ist er von der Schwelle des Vaterhauses Anfang Mai 1721 hinweggewiesen worden (s. Wittig, „Neue Entd." S. 26, 27, 41 ff.). Und trotzdem hat der Sohn noch von Landeshut 1722 aus jenes große rührende Lied zur Versöhnung seines Vaters gesungen, dessen wesentlichste Strophen im Vorhergehenden bereits zitiert sind, und nach seiner letzten Beichte und Buße in Jena, nach Niederschreibung seiner „Letzten Gedanken auf seinem Sterbebette" (Anhang zur „Curieusen" 2. Aufl. 1738 S. 168—176) wendet er sich nochmals an seinen Vater: — „Mit dem im Himmel wär' es gut; / Ach! wer versöhnt mir den auf Erden?" („Nachlese" S. 23—26.) Und trotz aller seiner vorhergegangenen traurigen Sündenbekenntnisse und Selbstbezichtigungen sagt er doch noch zu seiner Selbstverteidigung daselbst Strophe 5, 6, 7 und 8: —

„Was bringen dich vor Laster auf? / Und was vor Bosheit reizt die Rache?
Was ist, wodurch mein Lebenslauf / Der Eltern Zucht zu Schanden mache?
Ich falle ja, wie jeder fällt, | Dem Fleisch und Jugend Netze stellt:
Und hätt ich etwas Grobs begangen, | So würde nach bewiesner That
Ein Strafbrief und geheimer Rath | Viel mehr als Fluch und Schimpf verfangen.

Was zwischen uns vor Streit geschehn, | Was darf denn dies die Mißgunst hören?
Sie wird sich desto stolzer blähn. | Auch dir gereicht es nicht zu Ehren;
Sie mißbraucht deinen frommen Sinn | Und schwärzt mich anders, als ich bin.

Ach! schone doch dein eignes Herze. | Der Himmel weiß, ich klage*) dich.
Du weinst und traurest über mich | Und machst dir Lüg' und List zum Schmerze.
Sieh endlich, wenn du ja so willst, | So will ich mich verlohren nennen,
Und weil du mich in Larven hüllst, | Auch mehrers, als ich weiß, bekennen.
Hält Demuth oft die Tyrannay, | Und macht die Busse Sklaven frey,
So muß auch dir das Herze brechen. | Ich falle dir in Zorn und Arm,
Ach! Vater, Vater, ach! erbarm | Und laß die Tränen weiter sprechen.
Du hast mit großer Lieb und Müh | Gezeugt, ernährt, gelehrt, gezogen,
Und daß ich schon an Künsten blüh, | das zeigt, dein Fleiß sey nicht betrogen.
Verwirfst du jetzo deinen Sohn, | So kommst du endlich um den Lohn:
Wer wird dein Trost im Alter bleiben? | Wer wird dein Frommsein und dein Leid,
Dein Wohlthun, deine Redlichkeit | Der Nachwelt zum Exempel schreiben?
Ach! mach uns nicht das Ende schwer . . . ." —

Was man nun Günther etwa zum Hauptvorwurf gemacht hat und doch, genau besehen, wiederum auch nicht machen kann, wäre, daß er schon zu Frankfurt a. O. und in Wittenberg als angehender „Pennäler" (Mulus) und „Fuchs" in das dortige studentische Treiben geriet und wie alle seinesgleichen die damals noch übliche Deposition durchmachen mußte. Das mag ihm an beiden Orten gleich anfangs schon viel Geld gekostet haben. Und in Wittenberg erwarb er sich recht bald die Lorbeerkrone eines „Poeta laureatus". In der Fülle seiner dichterischen Hochgefühle und Freundschaftsneigungen, die ihn schon hier, und nicht erst in Leipzig, wie seine neueren Biographen annahmen, seine berühmte Übersetzung resp. Umdichtung des „Gaudeamus igitur" in „Brüder, laßt uns lustig sein, / Weil das Leben währet / Und der Jugend Sonnenschein / Unser Laub verkläret u. s. w." schaffen ließen, mag er Schulden kontrahiert haben, um damit seine Kommilitonen großartig zu bewirten, und als es ums kurzfristige Bezahlen derselben ging, noch nicht die dafür nötigen Einnahmen zur Hand gehabt haben. Zur Zeit dieser seiner Bedrängnis starb ihm plötzlich sein für ihn bürgen wollender bester Freund Petersen in Rendsburg jedenfalls infolge eines studentischen Duells. Schadenfrohe Landsleute schrieben über seine Schwulitäten in die Heimat, und daß er sich, wie sein Biograph Steinbach sich so vermeintlich zart hierüber ausdrückt, auf Befehl des Magnificus habe in Einsamkeit (nämlich in den Schulden-Karzer) begeben müssen.

„Glaubst du, daß Günther dieß, was deine Freundschaft, tu, / Von der ich jeden Tag ein neues Unglück zähle?" — schreibt er an Magdalis Leonore in einer poetischen Epistel vom 10. 7. 1716 („Gedichte" S. 623 ff.).

*) Im Sinne von „Ich beklage dich."

Um endlich Ruhe vor seinen gegen ihn aufgehetzten Drängern und Peinigern wie Verleumdern zu finden, nachdem er gewiß vorher seine Schulden z. T. endlich abgetragen haben wird, rückte er von Wittenberg in den großen Ferien heimlich aus, und ging im Hochsommer 1717 nach Leipzig, wo ihn sein Landsmannn und poetischer Verehrer, Stud. juris Theodor Speer aus Schmiedeberg, freundschaftlich aufnahm und ihm aus seinen pekuniären Verlegenheiten wohl mit Hilfe noch anderer Freunde vollends heraushalf. Seinen Dank stattete ihm Günther ab in jenem herrlichen Freundschafts- und Dank-Gedichte der „Nachlese": — „Der Phoebus hält ein großes Buch, / Das Wurm und Motte schonen müssen" ꝛc. S. 59/62, welches das schließliche „Debet" Speers gegenüber Günther mit diesem „Credit" voll aufwiegt. Es stellt darin seinem Freunde ein großartiges Prognostikon, das sich ja auch in Speers Leben gewissermaßen erfüllt hat, (s. Wittig, „Urk. und Bel." 1895 S. 21 ff.) Und darin stehen folgende, die Wittenberger Zeit ziemlich beleuchtende Strophen: —

„Denn ich bin auch ein echter Sohn, | den Phoebus mühsam auferzogen
Und den der Stümper Spott und Hohn | Um manchen guten Freund, betrogen;
Du hast dich in der Fremd erbarmt, | Mein langes Ungemach umarmt
Und mich mit Wohlthat aufgenommen: | Mich, der ich als ein Musenkind,
Davon die Sterne Zeugen sind, | In Leipzig nackend angekommen.
Ich küsse die genossne Treu, | Wodurch du dein Gemüth entdeckest,
Und trotz des Pövels Raserey | Mir Trost und Hülf entgegenstreckest.
Du thust, so viel du kannst, genug. | Man sagt: es soll kein Wasserschluck
Vom Höchsten unvergessen bleiben. | Ich will dir noch mit dieser Hand,
Die Noth und Angst und Ohnmacht band, | Ein unvergleichlich Danklied schreiben.
Versprich dir nur gewissen Lohn; | Was mir geschieht, das borgt der Himmel.
Hier liegt dein Schatz, hier wächst er schon, | Hier frißt ihn weder Dieb noch Schimmel.
Ich weiß wohl, was der scheele Neid | Vor ungerechtes Zeter schreyt;
Allein Geduld, in wenig Jahren | Soll dein für mich besorgter Geist,
Der auch durch Kreuz zur Tugend reist, | Ein beßres Feldgeschrey erfahren.
Zwar sprech ich kein Prophetenwort; | Doch dieß kann ich vernünftig schließen:
Dein Fleiß ersteigt den höchsten Ort | Und wird der Fürsten Huld genießen.
Es eilt die Zeit, es kommt der Tag, | Auf den ich sicher hoffen mag,
Dein Glück am Hofe groß zu schauen. | Es weist dir schon Justinan
Von weitem einen Ruhplatz an, | Auf welchem Ehr und Ansehn bauen.
Mich deucht, ich seh schon deinen Speer | Den Stab des Regiments beschützen;
Ich seh ihn, deucht mich, ohngefähr | Am heitern Firmamente blitzen.
Ich such, ich ehr, ich liebe dich; | Gedenk auch dermaleinst an mich,
An Joseph, der gefangen lieget | und in dem Kerker seiner Noth
Durch manch versauert Kummerbrodt | Egyptens Last zu schmecken krieget.

Du kannst schon itzo hier und dar | Mein Wachstum an den Gipfel bringen;
Du kannst die weichende Gefahr | Zu gänzlicher Entfernung zwingen.
O! thu es, wie du weißt und kannst, [Und wenn du meine Sorgen bannst,]
Wirst du dir einen Schwan ernähren. | Er soll, sobald er ausgekielt,
Ja Schwing und Flügel reifer fühlt, | Mit deinem Nachruhm aufwärts kehren." —

In Leipzig erkrankte Günther im Frühjahr 1718 und wurde von seinem Freunde Gorn aus Jauer [nicht Goebel, wie Enders Zeitfolge 35 vermutet,] vom Tode gerettet. („Gedichte" S. 750 ff.) Die üblen Nachreden aus Wittenberg sind ihm nach Leipzig gefolgt, denn 1719 beklagt er sich in seinem Schreiben an Freund Brandenburg aus Mecklenburg: —

„Fürwahr, ich Schmerzenskind, ich unglücksvolle Bürde | Kam unter Angst und Blut der Mutter sauer an
Nur darum, daß an mir der Welt gewiesen würde, | Wie grausam und wie stark die Allmacht zürnen kann.
Doch geht mir nichts so nah, so viel ich sonst auch trage, | Als daß mich Hohn und Neid der Strafe würdig nennt,
Und daß kein einziger den Ursprung solcher Plage, | Noch dessen Heftigkeit, noch jeden Umstand kennt.
Das kann ich leicht gestehn: Ich bin ein Mensch wie alle | Und hab aus Unverstand und Jugend viel versehn;
Allein wer zeigt mir wohl den Freibrief vor dem Falle? | Mein Fehler ist und wird noch oftermals geschehn. U. s. w."

Was ist das nun für ein Fehler und für eine angeborene Schwachheit, von der er so oft in seinen Gedichten und Episteln spricht? Dürfen wir mit seinen gegnerischen Zeitgenossen und deren Nachlästeren annehmen, daß er wirklich ein Trunkenbold, ein sogenannter periodischer oder Quartals-Säufer gewesen sei? Einer, der seine Sammel, vulgär Semmel-Wochen im Trinken hatte, ähnlich wie man dies in neuerer Zeit bei Fritz Reuter, Edgar Poe und verschiedenen anderen dichterischen Größen nachgewiesen hat? Trotz einiger Stellen, wo er von seinem gelegentlichen Mittrinken in Gesellschaft von Freunden spricht, ist doch dafür kein Anhalt. Ich mutmaße deshalb, daß seine Schwachheit höchstens darin bestand, daß er, wenn er über ein gewisses geringes Maß hinaus trank, also garnicht viel vertrug, die Herrschaft über sich verlor und seinen Freunden das Schauspiel eines Trance-Zustandes, von Ekstasen oder von albernen Reden und Zärtlichkeitsbeweisen gab. Ich habe diesen Zustand schon bei Schilderung seiner Audienz vor König August dem Starken als Hypnose (Versinken ins Unterschwellenbewußtsein) und nicht als Narkose (Rausch) gekennzeichnet. („Neue Entdeck." S. 217 ff., 328 ff.) Derselbe Schwachheits-Zustand, den er sich nach dem damaligen Stande medizinischen Wissens bei seiner Audienz selbst nicht zu erklären vermochte, mag ihn im Breslauer Schweidnitzer Keller, mit Freund Speer und

dessen Schwester, ja selbst mit seinen Schmiedeberger Freunden zeitweilig in Kollisionen gebracht haben. Man lese seinen vorher mitgeteilten Brief an Freund Latzke nach, worin er deutlich genug von verschiedenen Fehlern des Körpers und menschlichen Schwachheiten von Menschlichkeiten spricht, die gegenseitig von einander mit Geduld zu ertragen, falls sie nicht zu verbessern seien. Darin scheint mir bei Günther das ihm selbst und seinen Freunden unerklärliche Geheimnis seines Wesens bestanden zu haben. Wie hätte er sich sonst in seinen Satiren erlauben können, gegen die studentischen Unsitten des Trinkens sich in so strengen Tadel auszulassen? („Neue Entd.“ S. 230 ff.).

„So lebte Günther nie, dem man zwar Schuld gegeben,
Er führ ein lockeres und rohes Burschenleben;
Diß saget nur der Neid, denn sein vergällter Zahn
Frißt meiner Unschuld Blatt wie Käfer Rosen an.
(„Curieuse Lebensbeschr.“ 1732, S. 28—31).

Er hätte sich freilich nach seiner eigenen Erfahrung über seine wiederholten Schwachheiten in diesem Punkte jedes von Freunden und Corpsbrüdern angeregten etwas stärkeren Pokulierens enthalten sollen; aber wer ist hierüber sein Richter?

Er meinte doch nur —

„solche Lust, die das Gemüt ergötze
Und keine Schwelgerei zu ihrem Grunde setze,
Daran kein Tadel klebt. Hier wirft der Neid zwar um,
Dergleichen werde wohl bei Burschen selten sein.
Ja, schäume, wie du willst, ich kann dirs nicht verwehren,
Doch deine Schmähsucht soll die Ruhe nicht zerstören,
Die mein Gewissen hegt, das mich hier schuldlos spricht:
Studenten binden sich an deine Regeln nicht.
Ist etwan auch einmal ein Fall von mir geschehen,
Daß ich einmal zu tief in Glas und Krug gesehen,
Daran war Menschlichkeit und nicht Gewohnheit schuld,
Ein wahrer Christe trägt mit Schwachen auch Geduld.
(„Curieuse“ a. a. O.) „Neue Entd.“ S. 232 ff.

Beklagt und bereut hat er zuletzt alle diese Überschreitungen bitter, leider zu spät. Im Abschiedsschreiben an Freund Speer (1722) sagt er —

„Voraus ergötzt mich noch die halbberauschte Nacht, | In der du mich mein Freund, aus Hirschberg weggezwungen,
Nachdem mein Abschiedslied schon um den Queis geklungen . . .
Diß, was du mir gar oft von Schwachheit angemerkt, | Das schicke durch die Luft bis an die kalten Gränzen,
Wo in der langen Nacht mehr Fisch als Sterne glänzen*) . . .
(„Nachlese“ 1742, S. 143.)

---

*) Diese Stelle erinnert wohl an den schlesischen Brauch, vom Häring die Luftblase (Seele genannt) an die Zimmerdecke gleichsam in den Himmel zu schleudern, wenn man am Sylvester zum Punsch oder Grog Häringssalat bereitete oder auch bloßen Hering genoß.

Konnte sich Günther wohl dergleichen Freundschaftseinladungen zu Tisch mit Grog, Wein oder Bier entziehen und bei seiner feinen Sensibilität den dadurch erweckten Phantasiebildern und hochgesinnten Empfindungen entrinnen, die ihn bis zum Stegreifdichten in Versen und Prosa trieben und zuletzt ins Gegenteil seiner Besinnung umschlugen, in dem er Worte sprach und Dinge tat, die nüchterner veranlagten und trinkfesten Freunden widerwärtig oder übertrieben erscheinen mußten? — Ich glaube damit das schlimmste Rätsel im Leben Günthers auf die natürlichste Weise gelöst zu haben, ohne ihm und selbst seinen ihn nicht verstehenden Gegnern damit im geringsten Unrecht zu tun. Herr Wilhelm von Scholz wird wohl die in seinen „Strophen Christian Günthers, Ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben (Leipzig, Eugen Diederichs, 1902)" in der Einleitung hervorgehobenen Charakterzüge unseres Dichters, als wäre er „im Alkoholgenuß und Sinnenrausch versunken", als hätte er „zwischen Alkoholrausch und Wollust hin- und hergeschwankt", bedeutend anders schildern müssen. Nur was er über Günthers in fast allen seinen Studentenliedern und Gelegenheits-Gedichten wiederkehrende Erinnerung an den Tod, über seinen gewaltigen, genialen Impuls, das unmittelbare Hervorquellen seiner Dichtung aus dem wirklichen Leben, ihren Zauber und ihre ewige Frische, schließlich über seine große satirische Ader sagt, mag seine volle Geltung behalten.

Auch in seinen Liebesneigungen scheint Günther sich zuweilen in einem ähnlichen hypnotischen Trance-Zustande befunden und zu unrechter Zeit und am unpassenden Orte Küsse und Liebeserwiderungen begehrt zu haben, die dem der Mutter- und Vaterliebe solange beraubten Sohne ein sowohl poetisches wie persönliches Herzensbedürfnis waren. Damit erklären sich seine mehrfachen Kußgedichte, in denen er seine erzürnten Schönen um Verzeihung bitten muß, weil er sich zu frei gegen sie aufgeführt habe.

Wenden wir uns jetzt zu Jahn zurück. Sein Zitat vom angeblich letzten Traumgesichte Günthers, das er aus dem wahrscheinlich schon zu Lauban im Juli 1720 gedichteten Liede: —

„Ich warf mich nächtlich in dem Bette / Und dachte traurig hin und her,
Woran ich mich versündigt hätte, / Und was doch mein Verhängniß wär?
Ich sah den Trotz der reichen Thoren, / Ihr Sauflied fiel mir in die Ohren,
Sie schlugen Sorg und Gott in Wind. / Ich ließ den Glauben ziemlich wanken
Und kam auf artige Gedanken, / Die klüger bleiben, was sie sind".

(„Gedichte" S. 204 ff.) — geschöpft hat, wäre, wenn es wirklich eine seiner allerletzten Arbeiten gewesen wäre, immerhin eine gute Bestätigung für des Dichters bereits eingangs angeführte Behauptung: — „Man würdigt meine Not der Untersuchung nicht, / Die Spötter nennen sie teils Strafe, teils Gedichte" —, wenn nicht nach Jahns Mitteilung der zweiten Strophe dieser Dichtung: — „Wie schnell, wie furchtbar schnell war doch sein Leben vergangen — für immer vergangen! Und der Leidende murmelte: —

„Darüber zeigte mir der Schlummer | Ein ungewöhnlich Traumgesicht! Ein Weibsbild lief vor Neid und Kummer | Und schien erbärmlich zugericht'. Sie dachte, sich mit Schrey'n und Zähren | Des nahen Elends zu erwehren; Diß Schrecken gab ihr Kraft zur Flucht; | Allein die Armut hielt sie wieder Und riß sie bey der Hecke nieder, | In der sie Hilf' und Rath gesucht" . . .

die folgende zwar gut geplante, aber doch total verfehlte Szene im Güntherschen Vaterhause zwischen dem Medikus Johann Günther und seiner Ehefrau als der angeblich rechten Mutter des Dichters mit dem ebenso angeblich nur dürren und kleinen Magister Fritsche (von Lauban gebürtig) diese ganze Arbeit ins Gebiet purer Erfindung verwiese.

Zuvor muß ich jedoch das Gedicht Günthers vervollständigen, damit der Leser weiß, was der Dichter mit diesem Traumgesicht aus seinen wirklichen Erlebnissen ausdrücken wollte. Er fährt in der 3. Strophe fort: —

„Der Hunger fraß in Fleisch und Beine, | Die Lügen sogen Mark und Blut,
Die Laster wurfen Pfeil und Steine, | Die Thorheit sprach den Frevel gut.
Die Unschuld sah die Angst von weiten | Und wolt[?]*) und ward auf allen Seiten
Vom Aberglauben weggejagt; | Die Zeit kam auch mit ihrer Länge
Und sprach: O halt nur im Gedränge, | Du bist noch nicht genug geplagt.
„Die Gegend vor dem Trauer=Spiele | Wies in der Näh' ein lustig Feld:
Auf diesem lacht' und scherzen viele, | Wie wenn man etwan Hochzeit hält.
Es waren Freund und Anverwandten, | Die unsrer Ärmsten Not wohl kannten;
Sie rief, sie schrie, sie weint und bath | Und streckte die zerfleischten Armen
Nicht einer war, der aus Erbarmen | Nur wenig Schritte näher trat.
„Drauf ächtzte sie zum letzten mahle: | Ach, Himmel hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem schärfsten Strahle | Sein Mitleid war ihr schneller Tod.
Die Feinde schleppten ihre Leiche | Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche;
Ihr Grabmahl war ein wüster Ort. | Mein Aug' erschrak vor solchem Grimme
Und wachte gleich von dieser Stimme: | So schickt man deine Jugend fort". —

Diese Traum=Vision war prophetisch und hat sich cum grano salis fast buchstäblich an Günther in Jena erfüllt. Ich habe nur Herrn Jahn nochmals dahin zu berichtigen, daß des Dichters rechte Mutter Anna Eleonore geb. Eichbandner

*) Vielleicht in „Gar wohl" zu verbessern.

und nicht, wie er anführt, Johanna Eleonore hieß und zur Zeit von Günther's Tode 1723 bereits 12 Jahre tot, im Jahre 1711 am 3. April gestorben war. Sie war zu Breslau geboren als Tochter des Bürgers und Rechnungshalters der Herzogin-Witwe von Bernstadt-Öls: Christoph Eichbandner und getauft den 27. Dezember 1658 (nicht 1659, wie mir zuerst vom Kirchenbuchführer bei Maria Magdalena in Breslau irriger Weise für meine „Neuen Entd." S. 13, 179 mitgeteilt wurde,) während ihre Mutter Rosina geb. Sartorius hieß, des Küsters Tochter war und 1654 am 7. November des Eichbandners zweite Gattin wurde. Christophs Vater aber hieß Kaspar Eichbandner, war Tuchscherer in Bolkenhain[!] und schon vor 1641 gestorben.*) Anna Eleonore geb. Eichbandner ehelichte den Dr. med. Johann Günther, nachdem er im Jahre 1690 seine erste Gattin verloren hatte um 1694. Ihre Eheschließung ist bis jetzt nirgends gebucht zu finden gewesen. Sie war das dritte Kind von fünfen.

Die vielen Stellen Günthers über seine Stiefmutter, die er allerdings aus Rücksicht auf seinen Vater nirgends direkt als solche bezeichnet. die er „als voll Haß, Neid und Geiz gegen ihn erfüllt" erklärt, beweisen genügend ihr Vorhandensein. Die Zärtlichkeit und zeitige Fürsorge der echten Mutter ist schon durch Dr. Steinbachs Mitteilung erwiesen, daß sie mit dem achtjährigen Sohne zu ihrem nicht bloß Freunde, sondern, wie ich jetzt ermittelt habe, Taufpaten Dr. Michael Preuß, Juris Consultus, Kanzler der Herrschaft Wartenberg, in Breslau ging, um mit diesem über die Zukunft ihres so überaus hoffnungsvollen Sprößlings wegen ihrer Armut sich zu beraten. Er wollte ihn etliche Jahre für's Studium zu sich nehmen; stieß aber den jungen Günther durch ein vielleicht zu barsches Wesen und durch seine Forderung ab, daß der kleine Günther dann aber auch etwas ganz Exzellentes tentieren müsse. Wie vermochte nur Herr Jahn überhaupt vorauszusetzen, daß ein solcher geistig fein- und hochgestimmter Sohn eine solche gehässige und niedrig gesinnte rechte Mutter hätte haben können, wie er sie uns im Nachfolgenden schildert? Und wie konnte er nur den Magister Tobias Ehrenfried Fritsche, aus Goldberg gebürtig, der bis zu Günthers Tode nur als Informator und Aushilfsgeistlicher an verschiedenen Orten tätig war und erst den 28. Mai 1728 vom Pastor prim. Benjamin Schmolcke zu

*) Diese Notizen verdanke ich der aufopfernden Durchforschung der Breslauer Kirchenbücher durch den als Familiengeschichtsforscher bewährten Dr. phil. A. Heyer in Breslau X, der mir selbst da Auskunft zu verschaffen vermochte, wo dieselben Quellen bereits von anderen erfolglos eingesehen worden waren.

Schweidnitz in sein geistliches Amt zu Strehlen eingeführt wurde, in dem er als Inspektor dieses Kreises am 3. 4. 1744 starb, bei oder auch längere Zeit vor dem Tode Günthers in dessen Vaterhaus zu Striegau bringen? Der Streit Fritsches mit Günther begann bereits seit 1718 und setzte sich durch die Jahre 1719 bis 1722 fort. Kalbeck hat uns in seinen „Neuen Beiträgen zur Biographie Günthers“ (1879) über den Fall der Hauptsache nach unterrichtet. In der von Jahn geschilderten Art hat er wohl keineswegs aufhetzerisch auf Günthers Eltern eingewirkt. Das hatten schon die orthodoxen Predigten und Mitteilungen Schmolckes in Schweidnitz im Gemüte dieser strenggläubigen und liebeverschlossenen Seelen besorgt. Die von Jahn angegebene theologische Ansicht und Gedankenfolge Fritsches über Günther mag wohl entsprechend getroffen sein, aber Fritsche hatte mit Günther eigentlich einen mehr literarischen oder poetischen Rivalitäts- und Eifersuchtsstreit. Was wir bis jetzt über ihn wissen, steht bereits in meinen „Neuen Entdeckungen“ S. 272 ff. vermerkt. Daß er mit Schmolke und dem von Günther angegriffenen Choerilus [dem Polyhistor Krause in Schweidnitz], welchen Kampfnamen Fritsche irrtümlich auf sich bezogen hatte, im engen Bund stand, ist von mir a. a. O. nachgewiesen. Daß Günther gegen seinen Vater nach so viel vergeblichen Versuchen äußerst aufgebracht war, ist Jahn einzuräumen. Günther schildert Sr. Magnifizenz Johann Burckhard Mencken in Leipzig von Lauban aus am 14 April 1720, dreiviertel Jahre nach seinem Dresdener Fiasko am Hofe, direkt seinen Vater und indirekt seine „geizige“ Stiefmutter: —

„Die-P [faffen] trugen es dem Vater listig vor, | Verschwärzten mich entfernt durch [ihre Heuchel-] Gründe,
Und fremder Neid galt mehr als Bitt' und Flehn vom Kinde, | Das gern zum Kreuze kroch. Du weißt, gelehrter Mann,
Und siehst vernünftig ein, was Aberglauben kann: | Er ist so, wie der Geiz, die schlimmste Pest auf Erden
Und kann [dem Vater gleich] durch nichts besänftigt werden. | Man thu auch, was man will, er schilt aus Eigensinn,
Nennt Beßrung Heucheley, stößt Buß und Thränen hin; | Was einmal sein Verdacht nur schon vor bös erkläret,
Dem flucht er, bis der Tod den [Eifer-] Zorn verzehret. | Ich strauchelt freilich scharf, denn auf dergleichen Streich
Gerät kein sichrer Schritt; der erste Wurf in Teich | Ist aller Kreyse Schuld, die aus dem ersten fließen
Und nach und nach mehr Raum im Fortgehn in sich schließen. | Bedenk es nur: ein Mensch, [der immer größer] wächst,
Seitdem er Knabe war, nach Elternliebe lechzt! | Ich schmeichle mir in nichts: mein etwas freies Leben
Hat auch wohl dann und wann dem Feuer Öl gegeben; | Allein, du lieber Gott! wie leichtlich ist's geschehn,
Die Jugend weiß sich ja nicht allzeit vorzusehn. | Verführe GOtt so scharf und wollt er ein Verbrechen

Der Übereilung stracks mit Blitz und Donner rächen, | Wie wenig würden alt. Vergebens Hilfe schrein,
Führt gleichfalls [wie bei mir] gar wenig Ordnung ein. | Wem nichts zurücke bleibt, der wird wohl wenig sparen . . .
(„Nachlese" 1742, S. 209|210.)

Daß er unter dem „Geiz" seine Stiefmutter meint, erörtert Günther seinem Leipziger Freunde Austen, Cand. phil. und juris, 1722: —

„Das Leben ist der Rest der Güter, | Wovon mich Haß und Gluth entblößt.
Des Vaters Eigensinn verstößt | Auf Neigung giftiger Gemüter;
Hier ist kein Weg zur alten Treu, | Die Besserung dünkt ihm Heucheley;
Weib, Pfaffen, Neid und Aberglauben | Beflügeln seines Eifers Lauf
Und wühlen meine Lieder auf | Aus Vorwitz, Gift heraus zu klauben.
(„Nachlese" 1742, S. 184.

Nach nähere Ausführungen über diese böse Stiefmutter stehen in der Note zu diesem Zitat in meinen „Neuen Entd." S. 184, 158, 179, 324. Und in seinem wirklich letzten Rufe „An Gott um Hilfe" und um ein gerechtes Gericht (s. „Nachlese" S. 14) klagt er: —

„Man mißbraucht Gottes Wort, um mich nur recht zu quälen, | Man sucht mir das Vertraun auf dessen Huld zu stehlen,
Der auch den ärgsten Mensch mit Lieb und Trost bekehrt. | Da schreit die Heuchelei den Gönnern in die Ohren,
Ich als verworfenes Kind sei wirklich schon verlohren | Und folglich keiner Gunst und Hilfe weiter wert.
Wer glaubt die Grausamkeit von väterlichen Händen? | Er zürnt, er läßt es auch dabei noch nicht bewenden,
Daß er allein vor sich sein Fleisch und Blut verschmäht; | Er zeugt mir fremden Haß, läßt andre Feuer blasen,
Weckt selber meinen Feind, ist's Einfalt oder Rasen? | Sprecht sagt es frei heraus, die ihr das Recht verdreht.
Geduld, verzagtes Herz, Geduld, betrübte Sinnen! | Vielleicht wird Zeit und Fleiß dem Unstern abgewinnen.
Die Ehrbegierde kommt und steckt die Geister an. | Nimm allen Trost von dir und von des Himmels Güte
Und opfre seiner Huld mit feurigem Gemüte, | Du weißt ja, daß er dich nicht ewig lassen kann.
Dein Zustand kann gar bald ein ander Aussehn kriegen. | Es heyßt ja die Gefahr der Anfang zu dem Siegen,
Und diese deine Not der Grund vom Wohlergehn. | Gebet, Verstand und Witz und Klugheit, sich zu schicken,
Vermögen allzeit mehr, als die, so hämisch drücken | Und ohne Fug und Recht der Unschuld widerstehn.
Auch darauf kommt's nicht an, daß viel von deinen Jahren | Dir unter fauler Angst wie Traum und Strom entfahren.
Was weg ist, gilt nicht mehr, der Ernst bringt alles ein. | Die Hoffnung stärkt den Mut, erleichtert Schmerz und Bürde,
Erlangst du nur einmal der Weisheit halbe Würde, | So kann dein Reichtum dir noch mehr als Wonnen sein." U. s. w.
(s. „Nachlese" S. 15, 5.—9. Strophe.)

Es springt hier deutlich in die Augen, was Günthers letzte Strebensziele waren. Unser es mit Günther sicher wohlmeinender Gewährsmann Jahn läßt ihn im letzten Fiebertraum visionär die Heimat erschauen. Nicht ohne Geschick und eine poetische Divinationsgabe entrollt er uns eine fingierte häusliche Szene, die wir jedoch um der historischen Wahrheit willen im wirklich Faktischen ablehnen müssen. Um sie aber ein für allemal als einen nach Sommers ähnlichem Versuch in „Der Osten" Heft 1 von 1908 verfehlte Heimat- und Charakterschilderung Günthers festzustellen, setze ich ihren Schluß her, der im Publikum um so ausführlichere Vorurteile erweckt und verbreitet, als ja so manches Wahre darin mit soviel Falschen untermischt ist. Jahn sagt vom traumdelirierenden Sterbenden: —

„Und dann sah er in ein trauliches Zimmer. Mit hastigen Schritten geht ein großer starker Mann auf und nieder: es ist der Medikus Johann Günther, sein Vater. Seine Mutter Johanna Eleonore [?] sitzt in einem Lehnstuhl, eifrig strickend; neben ihr sitzt auf einem Holzstuhle Magister Fritsche. Er ist ein kleines dürres Männchen, den das schwarze geistliche Gewand noch kleiner und dürrer erscheinen läßt. Die gelben, harten Züge wie aus Kupfer geschnitten, scharf ausgeprägt, ähneln den Zügen eines Fuchses. ‚Er ist doch einmal unser Junge', polterte der alte Medikus, ‚und hätte er denn so etwas Grobes begangen, so täten Strafbrief und geheimer Rat bessere Dienste als unsere Rache'. — Seine Frau erhob ihre lange, spitze Nase von ihrer Arbeit und sah den Greis mit den zusammengekniffenen, zwinkernden Augen an. ‚Er hat das Heiligste in seinen gottlosen Versen verspottet, unsere Kirche', zischte sie. — ‚Ja und ihre wehrlosen Diener!' mischte sich der Magister salbungsvoll ins Gespräch. — ‚Der arme Kerl ist krank,' entgegnete der Alte. ‚Er liegt elend darnieder und wird vielleicht bald sterben.' Ein schwacher Schimmer von Mitleid zeigte sich in seinem welken Gesicht. — ‚Mag er nur, mag er nur!' nickte die Frau mit hartem Lachen. ‚Ich habe jeden Morgen gehofft, diese Nachricht zu erfahren. Sie wäre eine Erlösung für mich! Ich brauchte mich nicht mehr meines Sohnes zu schämen.' — ‚Ja, ja!' näselte der Magister im Kanzelton. ‚Seine Lieder sind verderblicher als die Sünde und giftiger als die Pest. Tausende hat er verführt und abgewendet von der heiligen Kirche und ihren Dienern, die er Lügner nennt, die dem Pöbel Nasen drehen.' — Fritsche war vor Ärger blutrot geworden. ‚Wehe über diesen gottlosen Sünder!' — ‚Wir habe keine Gemeinschaft mit ihm!' kreischte die Frau, die kleinen Augen noch fester zusammendrückend, um die schmalen Lippen einen Zug fanatischer Härte. — ‚Er mag ja gesündigt haben,' erwiderte der Medikus kleinlaut. ‚Mag ja

dem Laster und der Hölle gefolgt sein! Er hat seine Schuld bitter gebüßt. Wozu sollen wir ihn verstoßen? Warum ihn für immer verloren halten? Er ist doch unser Fleisch und Blut!' — ‚Ein Unglück für uns, daß er es ist!' gurgelte die Frau, den Strickstrumpf zur Seite werfend und ergrimmt nach dem Gebetbuch langend: ‚Mein frommer Sinn hat sich von ihm abgewendet.' — ‚Ja, er ist gezählt, gewogen und zu leicht befunden!' sprach der Magister, seine Hände wie zur Abwehr erhebend. ‚Laßt unter Herz erhärten gegen diesen, dem Belial verfallenen Gezeichneten! Laßt uns unser Gesicht von ihm abwenden, daß sein giftiger Odem uns nicht anpestet. In dem Herzen eines Gerechten ist für keinen Gottlosen Raum Unsere Augen laßt uns wenden nach oben, unser Herz versenken in die heilige Schrift, die Bibel, die Gott geschrieben hat, und darin steht: ‚Aug um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut.' — Durch das kleine Fenster floß die warme, goldige Frühlingssonne und legte sich auf die Häupter der drei Schwärmer, als wäre sie eine milde, liebende Hand. Sie aber sahen es nicht, in die kalte Nacht ihres Aberglaubens versenkt.

„Der Kranke seufzte, und einzelne schwere Tränen entquollen seinen Augen. Und halblaut flüsterte er: —

Drauf ächzte sie zum letzten Male: | Ach, Himmel, hilf mtr aus der Not!
Er tat es mit dem schärfsten Strahle, | Sein Mitleid war ein schneller Tod:
Die Feinde schleppten ihre Leiche | Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche;
Ihr Grabmal war ein wüster Ort. — Mein Aug' erschrak vor solchem Grimme,
Ich wachte auf von dieser Stimme: | So schickt man deine Jugend fort!

„Dann durchrieselte ein Frösteln die müden Glieder des Dichters, und er hatte für immer ausgeatmet. Sein ruheloses Herz hatte ausgeschlagen, und der müde, von allen verstoßene Wanderer war eingekehrt in die letzte Herberge, die selbst dem Ärmsten geöffnet steht . . . . Gelb und scharf floß das Abendlicht in die niedere Kammer, braun und blauviolette Schatten dehnten sich lang hin. immer röter ward der Himmel, immer flammender, und in diesem Meer von Helle und Schönheit glitt eine einzige schwarze Wolke. Um das Haupt des armen toten Dichters glomm es aber wie ein Hauch der Unsterblichkeit und der ewigen Jugend. — — So starb Johann Christian Günther am 25. [?] März 1723, noch nicht 28 Jahre alt, und in ihm Deutschlands größter und bedeutendster Dichter in der damaligen Zeit: ‚aber er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.' . . . ."

Das ist nun Herrn Jahns musivisch aus einigen Edelsteinen der Wirklichkeit und vielen unechten Steinen seiner Erfindung zusammengesetztes Mosaikbild vom sterbenden Günther. In den

Hauptpunkten haben wir ihn bereits widerlegt, und zuletzt haben wir Günthers wirklichen Vater, dessen Personalbeschreibung durch Jahn ohne Belag ist, mit des Dichters eigenen Worten charakterisiert. Wenn Herr Jahn an Stelle seiner vermeintlich rechten Mutter Günthers die wirkliche böse Stiefmutter, die geizige und neidische Person seiner Gedichte, gesetzt hätte, deren Namen und Gedächtnis überall wie ausgelöscht erscheint, so möchte allenfalls diese seine Charakteristik derselben einigermaßen leidlich erscheinen. Gleichwohl halte ich diese Stiefmutter für nicht gar so schlimm und religiös verschroben, doch von einer total nüchternen, poesielosen, übertrieben haushälterischen Gesinnung und Denkrichtung. Sicher hat sie seit dem Tode der rechten Mutter Günthers, deren Hausstütze sie nach einigen Andeutungen des Dichters bei deren längerer letzten Krankheit bereits gewesen sein muß, mit der strengen Erziehung des Knaben, „die in blinder Tyranney das Stiefkind hart geschlagen" („Nachlese" S. 22), und mit der Erziehung der 1698 geborenen Stieftochter Johanna Eleonore, jener einzigen überlebenden rechten Schwester Günthers, der später seit 1729 verehelichten und zeitig (1735) verwitweten Frau Bober vom nahen Dorfe Tschechen (von wo diese mit ihrem einzigen Sohne Johann Christian zu ihrem schon 1724 zum 3. Male verwitweten Vater in sein Haus und ihr späteres Erbe nach Striegau zurückzog, „Urk. u. Beläge" 1895, S. 6) ihre vermeintlich liebe Not gehabt und sich mit dem Zusammenhalt des aus unzulänglichen ärztlichen Honoraren stammenden geringen Besitztums des schon bejahrten Physikus Dr. Johann Günther, mit der Pflege und dem Ertrage eines Blumen-, Kraut-, Obst- und Gemüsegartens und schließlich mit dem 1718 niedergebrannten und mit den knappsten Ersparnissen wiederaufzubauenden Hause sich weidlich mit geplagt. Auf der Schule zu Schweidnitz mag Günther den Eltern doch wohl einiges Vermögen gekostet haben, alles übrige mag diese Stiefmutter, deren Verwandtschaft ebenso wenig wie ihr Name bekannt ist, für sich und die genannte Schwester Günthers als einstiges Erbteil haben sparen wollen. Hierzu hätte sie eine gewisse Berechtigung gehabt. Daß sie nun diesem Sohn, über den allerlei schlimme Gerüchte umgingen, nichts von ihrem so mühsam Miterworbenen mehr hinopfern wollte, ist erklärlich. Der schwerere Teil der Verantwortung im schroffen Verhalten gegen den von ihr ganz unverstandenen Dichtersohn fällt auf den Vater, da er gegen den fünfmal bittend Heimkehrenden so gar hartherzig und verschlossen blieb, auch schon ehe der Stadtbrand von 1718 sein Haus mit in Asche legte. Aber auch für dieses sein Verhalten gibt es vielleicht eine ausreichende Erklärung. Er war des ebenfalls zu seinen Lebzeiten mit einer starken Familie von 10 Kindern schwer um seine Existenz ringenden

Müllers „vorm Wasser" zu Aschersleben, Christian Günthers Sohn, dessen Vater den 5/1 1716: 88 Jahr 1 Woche alt daselbst „gratis in der Stille" begraben wurde, weil er das Armenbrodt bekommen (s. „Neue Entdeckungen" S. 76). Jedenfalls hat sein Sohn mit Hilfe von Unterstützungen auch in Wittenberg Medizin studiert und eine sehr harte Jugend durchgemacht. 1659 geboren, kam dieser ausstudierte Sohn erst 1687 nach Striegau und verblieb hier als protestantischer Stadtarzt. In der überwiegend katholischen Stadt von nur etwa 3000 Einwohnern war er unter einer ganz kleinen lutherischen und vielfach hartbedrückten Gemeinde wohl auch deren kirchlicher Vorsteher. Noch besaß die Stadt kein eigenes evangelisches Bethaus, das erst 1741 nach Friedrichs des Großen Eroberung von Schlesien wie das zu Bolkenhain und an vielen andern Orten erstand, und es mußten daher die Lutheraner vor dieser Zeit auswärts nach Jauer, Gränowitz oder Schweidnitz wandern, um ihre kirchlichen und religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Auf deren Vertreter blickten nun aller Augen, besonders die der Katholiken der Stadt: das Verhalten seines Sohnes in Schweidnitz und Wittenberg war aber weder deren, noch den damaligen strengen lutherischen Anschauungen und Grundsätzen entsprechend. In Schweidnitz hatten Jesuiten Stadt-Kirche und Schule inne und übten eine Art Oberaufsicht über die Lutherischen. Und so war der protestantische Vorstand der Stadt Striegau durch gar vielerlei Rücksichtnahmen fast gezwungen, wie Abraham an seinem Sohne Isaak ein Opfer zu vollziehen und ein Exempel väterlicher Zucht an dem scheinbar über die Stränge Schlagenden zu statuieren. In ähnlicher Glaubensanschauung und Lage hat sich doch wohl auch der orthodoxe Schulen-Inspektor Pastor prim. Benjamin Schmolke, der berühmte Prediger und Kirchenliederdichter zu Schweidnitz, gegenüber seinem nach allen Richtungen hin aufstrebenden Schüler und Beichtkinde befunden, das ihm in der Dichtkunst durch Geburtstags-, Hochzeits- und Leichen-Carmina in und um Schweidnitz sicher schon manche unliebsame Konkurrenz machte. Dem mußten die allzu lerchenhaft aufflatternden Liederflügel und satirischen Vogelkrallchen mit Schnabel möglichst beschnitten werden. Als er nun aber gar Günthers geheime Zuneigung zu Magdalis Leonoren, einer geborenen Dr. med. Jachmann-Tochter und kürzlich verehelicht gewesenen, jungen, hübschen Witwe, deren ehelicher Namen ebenfalls aus Kirchenbüchern noch nicht hat ermittelt werden können, nachträglich und allzuspät erfuhr und, daß Günther mit ihr „durch 60 Wochen die Wächter hinter's Licht geführt" („Ged." S. 185, 308), so mag er als einer der Günther heimlich beobachten lassenden Pfleger dessen Vater und Stiefmutter in Striegau von dem außergewöhnlichen Benehmen

ihres Sohnes Mitteilungen gemacht haben. Und nun war auch noch die Aufführung des von Günther gedichteten Schuldramas „Theodosius“ hinzugekommen, worin der jugendliche Dichter mitwirkend in einer Rolle (wahrscheinlich in der des „Polylogus“ oder spöttelnden Narren) aufgetreten war und durch seine Witze und Stachelreime auf eine Anzahl Personen sich diese zu grimmigen Gegnern gemacht hatte. Alles mit Pfänderspiel und Tanz, Putz und Trinkgelagen, Schauspielen und Theater Zusammenhängende war den vielseitig bedrückten Lutherischen einer strengeren Richtung jener Zeit noch ein geheimer Gräuel und erschien ihnen als etwas vom religiösen Leben Abweichendes, wie ja zum Teil auch heute noch. Das Theater war der von sämtlichen orthodoxen Pastoren als Baalsspiele bekämpfte Mummenschanz, schon weil ihre heftigen Gegner, die Jesuiten jener Zeit, das Schuldrama pflegten. Das besiegelte allein schon Günthers frühzeitig verdorbenen und verworfenen Charakter in den Augen seiner gestrengen Sittenrichter, wie in denen seiner starrgläubigen Eltern. Dieser Sohn mußte nach ihrer Meinung mit seinem unglücklichen Hange zur Poeterei, an der nach des Vaters wohl nicht ganz ungerechtfertigten Ansicht „die Bettelschelle hing“, wenn er davon nicht ablieẞ, auf Universitäten noch schlechter werden. Er sollte sich durchaus nur einem Brodstudium widmen, und um ihn dazu zu zwingen, entzog ihm der Vater alle weitere Unterstützung, als er erfuhr, daß jener seinem dichterischen Hange in Wittenberg zunächst weiter nachlebte. Dadurch aber hing er selbst ihm doch erst recht die gefürchtete Bettelschelle an.

„Des Vaters strenger Sinn verstößt das echte Kind
Als einen Afterprinz und falschen Prätendenten,
Verschließt ihm Ohr und Hertz, versagt ihm alle Renten
Und Lebensunterhalt: schlägt die Versöhnung ab
Und bauet dessen Heyl mit eigner Hand ein Grab“. —
(Curieuse Leb.=Beschr. 1732 S. 71.)

Das war nun des blutarmen Poeten unabwendbares Erdenlos und Schicksal, daß er auf der Scheide und Schneide und auf dem straffgespannten Seile zweier Weltanschauungen über Gut und Böse gleichsam wie ein Jongleur und Seiltänzer einherschreiten mußte. Wenn auch die höheren Schulen und Universitäten Dichtkunst und Schuldramen pflegten, so waren doch die damit verbundenen freieren Sitten der sie betreibenden Schüler und Studenten dem ernster gesinnten Volke etwas Verrufenes und Verächtliches, das auch an Günther umsomehr haftete, als er mit seinem großen Talent mehr denn andere in der Öffentlichkeit hervortrat und dadurch noch dazu den Neid und Widerwillen Gleichstrebender erregte. Und das brachte ihn um so leichter in allgemeinen Verruf, da er sich doch auch den studentischen Trink- und Lebenssitten seiner Zeit

nicht ganz entziehen konnte und gleichsam mit den Wölfen heulen mußte, wenn er nicht fortwährend von den andern verulkt sein wollte. Ist ihm das etwa als eine bloß ihn allein betreffende Schuld anzurechnen? Wie spricht doch dieser Vater von seinem Sohne, als er in Striegau bei seiner ersten Heimkehr von dessen Freunden um Nachsicht und Verzeihung bedrängt wurde?

1343 „Ich bin ihm zwar nicht gram, doch auch nicht recht geneigt,
Weil er sich immerfort so liederlich bezeigt".

(„Curieuse Leb.-Beschr." 1732, S. 40.)

Es war noch dazu nach Günthers falsch ausgedeutetem Fiasko am Dresdener Hofe. Das schlug ohnehin dem schon lange sickernden Faß den Boden aus.

„Nichts war mir schmerzlicher, als daß des Vaters Schelten
Aus falschem Grunde kam; ich mußte das entgelten,
Was ihm mein Widerpart in Ohr und Hertze bließ,
Wenn er ihm mein Versehn als grobe Sünden wieß.
Wenn ich mit einem Freund aufs Land spatzieren ginge,
So sprach man: Seht, der Sohn treibt lauter lose Dinge;
Jetzt schlendert er herum, versäumt die edle Zeit,
Verschwendet Geld und Gut durch Spiel und Ueppigkeit.
Verführte mich der Durst zu einem starken Trunke,
So hieß ich eine Sau, ein durstiger Haluncke;
Macht ich aus Höflichkeit den Mädgens einen Gruß,
So ruffte mich der Neid: Verliebter Hasenfuß!
Schrieb ich zu meiner Lust und einem Freund aus Liebe
Ein lustig Carmen hin, das vieler Laster Triebe
Verächtlich abgemahlt, so macht's Crispin*) bekannt
Und nannte mich dabey den ärgsten Pasquillant.
Er wollte mir dadurch so Ehr als Glück beschneiden,
Mehr andre zu sich ziehn und wider mich vereyden.
Er sprach: Seht! Dieser Schertz ist euch zum Schimpf erdacht,
Den ich nur bloß auf ihn und keinen mehr gemacht.
Berührt ich ungefähr in meinem Sitten-Eyfer
Der Priester Miedlings-Art, so spritzte mir ihr Geifer
Gleich diesen Flecken an: ich sey ein Ketzer-Geist
Und hätt ihr Priester-Kleid durch meinen Gifft beschmeißt.
Schrieb ich ein Hochzeits-Lied und scherzte mit den Flammen
Der ersten Ehe-Lust, so trat man bald zusammen,
Verschwur sich wider mich, bis mich der Bann vertrieb;
Der kahle Vorwand hieß: weil ich nur Zoten schrieb.
Wenn ich im Gegentheil bey einem Liebes-Bunde
Ein Wörtgen angeführt, das in der Bibel stunde,
Gleich schäumt ihr Schlangen-Maul den blauen Lästrungs-Gifft:
Ich sey ein Atheist und spotte mit der Schrifft.
Wollt ich aus Dankbarkeit der Gönner Wohlthat rühmen,
Geburths- und Nahmens-Fest mit einem Reime blühmen,
So kam ich außer mir, wenn Feind und Neider rieff:
Seht, Günther mahnet euch durch einen Bettel-Brieff . . . .
Ist solches wohl genung, des Menschen Wohl zu hindern?

*) Der Polyhistor Theodor Krause in Schweidnitz.

Vermag ein Unschulds=Wort den Zwiespalt zwischen Kindern
Und Eltern anzudrehn? Ist ein vergönntes Spiel,
Ein Lust=Gang, Trunck und Schertz des Neides Gegen=Ziel,
So kann der frömmste Mensch zum größten Sünder werden,
Wenn der Verleumdung Maul aus Worten und Geberden
Den ärgsten Gifft=Schleim saugt; wer reiner ist, als ich,
Der werffe, sonder Scheu, den ersten Stein auf mich . . . ."

Die Charakteristik der rechten wie der Stief=Mutter Günther's wäre sonach durch Jahn ebenso übertrieben und zwischen beiden verwechselt, wie die des Vaters selbst in des eigenen Sohnes Augen als viel zu nachsichtig geschildert erscheint. Auch die Personalbeschreibung des alten Dr. Günther und die des Magisters Fritsche ist nicht als historisch bekundet nachgewiesen. Über des Dichters äußere Persönlichkeit hat uns ein Brief seines Vaters an den Verleger Steinbachs in Breslau Joh. Jakob Korn unterrichtet (s. Wittig, „Neue Entdeckungen" 1881 S. 62). Diese Schilderung hat Jahn z. T. benutzt. Der Dichter hat es keineswegs unterlassen, ein gutes Verhältnis zwischen sich und seiner Stiefmutter herzustellen, wie sein entschieden an sie allein (und nicht im Namen eines Fremden an eine andere Stiefmutter) gerichtetes Carmen (Gedichte S. 765) uns in allen seinen Verszeilen kundgibt, das jedenfalls zusammen mit dem nach dem Striegauer Brande im März 1718 verfertigten Neujahrswunsch des Sohnes an den Vater (Ged. S. 659) für Anfang 1719 von Leipzig aus nach Striegau ging und schon hier durch leise Mahnung an säumende Wechsel und Schilderung der damit verknüpften Sorgen den innersten Groll dieser hochwertesten Stief=Mama erregt haben mag:

Man muß sich winden, drehn, / Am Kummer=Seile ziehn, in fremde Hände sehn,
Von Wirthen, Magd und Knecht viel Ärgerniß empfinden, / Wenn sie nicht gleich das Geld baar auf dem Brette finden.
Der Purschen göldne Zeit ist drinnen [in Schlesien] zwar beschrien, / Als müßten hier um uns nur lauter Rosen blühn;
Da heißt's, bey ihnen hängt der Himmel stets voll Geigen, | Da sich an deren Statt doch nichts als Leyern zeigen.
Du, wertheste Mama! begehrst auch sonst kein Pfand, | Als diß, was ich dir längst gehorsam zuerkannt,
Mein Hertz. Dieß ist genug, mit diesem laß dich binden . . . | Erhalt mir deine Gunst und mütterliche Treu
Und zeige, daß auch ich dein Sohn nicht minder sey, | Als wenn ich dazumal in deinem Wochenbette
Den ersten Nahrungssaft von dir genossen hätte . . . .

Aus den Verszeilen: —

Dein Name, den der Tag mit einer Freude schmückt | Und meines Vaters Hertz auch durch dein Wohl erquickt,
Begehrt nun auch von mir ein reiches Angebinde; | Vergieb nur, daß ich nichts in meiner Baarschaft finde u. s. w." —

könnte man vielleicht entnehmen, daß der Name des Neujahrstages Eva auch der seiner Stiefmutter gewesen wäre. Das ist aber

auch alles, was wir von ihr vermuten können. Daß sie den Stiefsohn vor und nach dem Tode seiner rechten Mutter am 3. April 1711 sorgsam gepflegt hat, erhellt aus seinen Worten: —

„Du hast mir freylich nicht Geist, Milch und Blut verliehn, | Jedoch durch deinen Geist und kluges Auferziehn
So viel an mir gethan, ja öfters mehr erwiesen, | Als manch verlassnes Kind von einer kaum gepriesen,
Die vor ihr Fleisch und Blut geheime Sorgen trägt | Und vor des Sohnes Heyl ihr eignes oft verschlägt.
Ich spare deinen Ruhm nach Würden auszubreiten | Bis dorthin, wo dereinst der Glantz der Herrlichkeiten,
Die noch kein Aug' erblickt, uns insgesammt umgibt, | Und sage nur soviel, daß mich nichts mehr betrübt
Als meine Dürftigkeit, um dir ein gültig Zeichen | Von meiner Dankbarkeit noch in der Welt zu reichen." —

Es konnte und sollte nach dem weiteren Verhalten dieser Stiefmutter gegen ihr Stiefkind bei Lebzeiten des Dichters nicht dazu kommen. Alles, was Günther für oder gegen sie getan hat, war, in seinen dichterischen Klagen über sie ihren direkten Namen zu verschweigen und aus Rücksicht auf den Vater nur andeutungsweise in seiner „Curieusen Lebensbeschreibung" gegen sie vorzugehen als die beständige Aufhetzerin des Vaters gegen den Sohn. (Urk. Wittig, „Neue Entdeck." S. 158, 179, 184, 324.)

Günther hat Fritsche in einer Prosaschrift: — "Notwendige und rechtmäßige Beantwortung der Schmähungen M— F—s in einer auf die F . . . Hochzeit in Lauban [1720] verfertigten Charteque" — aufs gründlichste widerlegt, wie sie in Max Kalbecks „Neue Beiträge zur Biographie Günthers" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1879) S. 85 ff. aus dem Günther-Archive der Breslauer Stadtbibliothek geschöpft und zum erstenmale mitgeteilt worden ist. Von Günthers Elternhause ist darin nicht die Rede. Drei besondere Schmähungen und Bosheiten Fritsches gegen Günther in dem genannten Hochzeits-Gedichte will ich hier nur kurz herausheben: — Zuerst spricht er von Günthers „Buhlerpossen, die ihm (beim Singen vom Fingerhute) als einem selbstgepriesenen Dichter edler Art in Sylb und Reim geflossen" . . . „Schreib Reime ohne Ruhm, denk' an Marsyens Pfeiffen, / So wirst du, wie du sollst, auf deiner Flöte greifen. / Sprich' nicht: dein Vers allein sey lebhafft, rein und schön" . . . „Prahl' nicht, du zeigtest erst das Beste der Gedichte, / Daß man nicht deine Kunst nach Silens Esel richte." — Zweitens: „Nenn' den nicht Choerilum, der nicht wie du verlangt, / Daß sein Poetengaul mit Hoffschabracken prangt." — Drittens: „Steigt Damon höchst erfreut die Ehrenstufen auf, / So laß ich meinem Kiel den ihm vergönnten Lauf. / Läßt mich ein Hochzeitsbrief den Tag der Trauung lesen, / So ist mein Wunsch und Vers der letzte nicht

gewesen.“ — Unter den „Ehrenstufen“ meint Fritsche Günthers in Aussicht gestelltes Magister-Examen, das er selbst am 30 April 1718 zu Wittenberg als Theologe absolviert hatte, und zu dem ihm Günther zwei recht gesalzene Gedichte (S. 522 u. 852 ff. seiner Sammlung) über den Magister-Titel als Gratulation eingesendet hatte. Nach den Versen: — „Du bist auch nicht selten da, wo man Stachel-Nüsse schüttelt“, — zu urteilen, muß er zuweilen schon in Leipzig als Mitglied des Görlitzischen Dichterbundes Günther zu hänseln versucht haben. Dieser gibt ihm 3 Rätsel auf und verlangt: „Schweig, Herr Bruder! wir sind fertig und erwarten deine Schrifft, die wir benedeyen wollen, wenn sie unseren Mentum (sic!) trifft.“ — Hiernach muß es bereits vor der Zeit von Fritsches und Gorns Doktor-Promotionen (letztere zu Halle am 13. Oktober 1718) zwischen ihnen stark gekriselt haben. Auch seinem Freunde Gorn widmet Günther zwei Gratulations-Gedichte (Samml. S. 381 ff. u. S. 385 ff.), in deren letzterem die von Fritsche irrtümlich auf seine Person bezogene Stelle S. 390 steht: —

„Die Asche glimmt wohl noch, worin der Eyffer-Heerd
Des albern Chörilus mein neulich Blatt verkehrt.“
(Ged. S. 390.)

Unter diesem hatte Günther seinen Gegner Theodor Krause in Schweidnitz gemeint. Günthers erste Antwort auf Fritsches gemeinen Ausfall: — Dissertatio moralis expendens odium de carminibus gratulantium metuendum sive: Moralische Betrachtung des wegen derer Gratulations-Gedichte zu besorgenden Hasses .... übergibt Eremita Golojero Patrisque Filius, Sarmata, med. et Phil. Stud.“ (unter welchem Decknamen doch nur Günther gemeint sein kann, was aber hier ganz widersinnig ist, da sich Fritsche doch selbst am Schluße dieser Ueberschrift als Spender dieses Machwerks hätte bezeichnen müssen; er müßte sich denn unter dem Präsidium des „Hoch-Edlen, Hoch-Achtbaren und Hoch-Gelehrten Herrn Prudentii Veri D. A. P. P. Ordinarii auf der weltberühmten Universität James-town anno MDCCXX den 10. Februar st. novi“ selbst gemeint haben,) — war über ein Jahr später die folgende Prosaschrift, in der Max Kalbeck „schon einen Hauch Lessingschen Geistes verspürt“, und die Enders in den Juni 1721 setzt. Die Zeit ist von Günther selbst leider nicht näher bestimmt. Aber in Jauer ist sie sicher entstanden. Ich mutmaße nun, daß der von Max Kalbeck S. 82 seiner „Neuen Beiträge zur Biogr. G's“ (Leipzig 1879) vorstehend angeführte Titel den Zweck hatte, „in Auditorio Philosophorum bey der S .. und F ... Verbindung zu Lauban„ [vielleicht eines Bräutigams mit Namen Seidel mit einer Schwester oder Cousine Fritsches?]

die von Pastor Fritsche in gequälte Reime gebrachten Schmähungen über Günther recht drastisch hervortreten zu lassen. Jedes Wort dieses Titels ist eine giftige Spitze auf Günther. Die berühmte Universität James-town soll Leipzig bedeuten. Das Wort „Eremita" als „Einsiedler" soll Günther als zur Zeit nicht mehr die Universität besuchend kennzeichnen und seine bisherigen vergeblichen Bemühungen um den Magistertitel verhöhnen. Das Wort „Golojero" hat sicher auch seine noch verborgene Bedeutung aus ihrem beiderseitigen Studienleben und „Patrisque Filius" (seines Vaters Sohn) schmäht Günthers aus seinen Dichtungen z. T. schon bekanntes Verhältnis zu seinem Vaterhause. Sarmata soll den mehr Polen nahen Schlesier verächtlich treffen. — Günther kommt nach diesem nur noch an drei Stellen auf Fritsche zu sprechen, den er nun selbst als „Chörilum" bezeichnet, zuerst im Gedicht auf die Gettwert- und Hornigische Hochzeit (die Braut war von Jauer) am 16. Februar 1722, („Ged." S. 463); alsdann im Gedicht an Freund Haas von Augsburg zu Leipzig bereits von Lauban aus im März 1720, worin er über seinen Gegner poetische Rache brütet; zuletzt erwähnt er ihn in seinem Abschiedsschreiben an Freund Speer entweder Mai oder September 1722, worin er Fritsche als „den Erbprinz von drei Hasen" und als „den eingebildten Rat" bezeichnet, der noch nicht ruhig wird, als bis ein Nesselblatt / Vom deutschen Helicon und was von Stachelnüssen / das ungewaschne Maul mit Schande füttern müssen. / Genug mein Freund . . ."

(„Nachlese" S. 143.)

. . . . „Er paart sich zum Crispin,
Das Joch ist stark genug, den Satyr fortzuziehn,
Der dieses feine Paar mit Stock und Geißeln plaget
Und künftig im Triumpf durch Welt und Jahre jaget.
Vermag ich sonst gleich nichts, so herrscht vielleicht mein Kiel" . . .

(An Haas „Nachlese" S. 150.)

Die Rache bleibt nicht aus. Bedächt es Chörilus,
Auf den ich mit Gewalt die Striegel schärfen muß,
So läg er, wie ein Dachs*) dort im Gebirge stille
Und reizte meinen Kiel mit keinem Reimpasquille.
So glücklich bin ich stets, ich fang auch ungestellt,
Und ob mein Satyr gleich die Hasen öfters prellt,
So stehn sie doch nicht ab, mit Schimpf und Spott zu scherzen;
Doch warum wundert's mich? Wir leben jetzt im Merzen,
Du fragest, wen ich zieh? Die Antwort steht mir frey:
Von Goldberg Meister Fritsch, ein Maul voll Milch und Brey,
Und dessen Lästerblatt mich noch im Zweifel wäget,
Ob Bosheit oder Wurm mehr Hand ans Werk geleget.
Die Zeit sucht alles auf" . . . .

(An Haas „Nachlese" S. 149 ff.)

---

*) Eine Variante hat „Fuchs", woraus Herr Jahn wohl seine vorhergehende Personalschilderung Fritsches im Elternhause Günthers entwickelt hat.

Hier finden sich auch die intimen Beziehungen Fritsches nicht bloß zu Krause, sondern auch zum Prediger Bav oder Therander in Schweidnitz erörtert.

Es folge nun als höchst wichtig zur Kenntnis der gesamten damaligen Verhältnisse

Günthers Verteidigungsschrift in Prosa,

wohl zu Jauer im Mai 1721 verfaßt, welche nun nach dem vorher S. 70 mitgeteilten Titel vollständig lautet: —

„Salv. Hon. [d. h. unter Vorbehalt aller sonstigen Ehrentitel].

Gern gelehrter Herr Magister!

„Man hat so lange Friede, als der Nachbar will. Mit diesem durch die Erfahrung bestätigten Satze getraute ich mir leichte, sowohl vor meinem Gewissen, als auch vor denen Augen der Wahrheit liebenden Welt alle Satyrische Repressalien zu verantworten, wozu Ihr mich in der bei der S.'schen Hochzeit verfertigten und vor dem Jahre in Lauban unter dem verkappten Nahmen gedruckten Schmäh-Schrifft wider alles Vermuthen ausgefordert. Ich gestehe es aufrichtig, daß, sobald ich diese abgeschmackte und mit lauter Pasquillanten-mäßigen Ausdrückungen gefüllte Charteque zu Gesichte bekam, mein alter Adam mich nicht wenig gereitzet, Eure unbesonnenen Vorwürffe mit der wohlverdienten Striegel nach Hause zu leuchten. Anfangs konnte ich mich nicht so gleich besinnen, wann und womit ich Euch doch wohl an die Schellen gegriffen, biß ich endlich ohngefähr auf die Stelle gerieth, die ich in dem Promotions-Gedichte auff den Herrn Dr. Gorn [s. Gedichte Günthers 1745 S. 390 ff.] ohne einige Absicht, Euch zu beleidigen, mit eingerückt. Sagt mir aber, in welchem Collegio Hermeneutico Ihr wohl gelernt, daß der dort von mir angeführte Choerilus den S. H. Wohl-Edlen Groß-Achtbaren Wohl-gelehrten Herrn M(agister Fr(itsche) bedeute?*) Niemand hat es wenigstens von Euch verstehen können, niemand hat es auch meines Wissens Euch zum Nachteil ausgelegt, und also zeiget es sich offenbahr, daß Ihr von derjenigen Art Leute seyd, die sich noch vor der Anklage zu entschuldigen suchen, und dadurch jedermann auf den Argwohn bringen, daß sie ihr eigenes Gewissen derjenigen Thorheiten überführe, die ohne Nennungen der Personen zu allen Zeiten und in jeden Rechten mit einer lustigen und poetischen Feder durchzuziehen erlaubt gewesen. Es ist schon ausgemacht: wenn man den Knüttel unter die Hunde wirft und einen großen

*) Diese Stelle bestätigt unsere vorher ausgesprochene Vermutung, daß unter M. Fr. Magister Fritsche zu verstehen ist.

Näckel trifft, fängt er an zu schreyen. Diß Sprichwort wollte ich bey meiner Auffrichtigkeit auf Euch nicht gern appliciert wissen, wenn ihr nur nicht selbst durch eine unzeitige Rachgier den Hasen so merklich lauffen lassen. Die Ordnung befiehlet mir, mich in etwas weitläuffiger zu erklähren. Gesetzt nun, ich hätte Eure Reimerey, welches doch nicht bewiesen werden kan, hönisch angegriffen; gesetzt auch, ich hätte Euren Versen die Belohnung, welche dort Alexander dem Choerilo an Nasen-Stiebern auszahlen ließ, gleichfalls zugedacht; ja gesetzt, ich hätte Euch gar in denen gründlichen Wissenschafften vor einen Ertzt-Ignoranten gescholten, so würdet Ihr deswegen doch auch nicht einmal eine scheinbare Ursache gefunden haben, weder in Foro Theologico noch Civili mit meiner Muse einen Injurien-Prozeß anzufangen. Euren Gegenbeweyß hättet Ihr vor dem Richter-Stuhle der gelehrten Welt mit unumstößlichen Gründen, richtigen Schlüssen und klahren Erfahrungen nebst deutlicher Darthuung meiner nach Eurer Einbildung Euch fälschlich Schuld gegebenen Einfalt führen können, wenn sich's anders der Mühe verlohnte, die vorhin mit unnützen Streitigkeiten aus allen Fakultäten beschwehrten Buchdrucker-Pressen noch mehr abzunützen. Was habt Ihr also gegenteils nöthig gehabt, durch so viel ungerechte Lästerungen in oben angeführten Pasquille meine Redlichkeit, deren Ruhm ich eintzig und allein wider alle Boßhafftige zu beschützen gedencke, so lächerlich anzugreiffen und die Menge meiner Feinde zu verstärken, die, ich weiß nicht, aus wasserley Ursache, auch sonder ihren eigenen Nutzen mich schon von Schulen her so sinnreich zu verfolgen gewußt, daß ich aller meiner gutten Meinungen und Bemühungen ungeachtet, auch so gar bey denen besten Patronen mich niemahls aus dem Verdachte eines leichtsinnigen Gemüthes bringen können. Die Fehler und Gebrechligkeiten, so mir sowohl als allen nach Unterschied des Temperaments, des Alters und anderer Umstände anhängen, pflege ich an meinem Nächsten so gerne zu vertragen, als ernstlich ich wünsche durch die Erkäntniß der Wahrheit mein redliches Gemüthe in Stand zu setzen, mit meinem schlechten und mir anvertrauten Pfunde Gott und der Welt einmahl zu dienen. Wir können freylich nicht alle große Kirchen-Leuchter abgeben, noch in dem gemeinen Wesen mit gleicher Fähigkeit und Würde die von dem Verhängniß ausgetheilten Ehren-Aempter bekleiden; unterdessen gehören zu dem Bau des vortrefflichen Tempels kleine Füll-Steine und schlechter Sand so gutt als etwan große Quader-Stücke und ausgehauene Marmor-Säulen, und mit diesem Troste werde ich nimmermehr ermüden, auch unter denen abscheulichen Nach-Reden meiner Mißgünstigen die Ge-

müths-Ruhe zu erhalten, die aus einem ehrlichen Vorsatze entspringet, meine und anderer zeitliche und ewige Glückseligkeit nach Vermögen zu befördern. Hat die Übereilung meiner Jugend und die noch nicht verrauchte Hitze der ersten Jahre sich sowohl in Wercken als schrifftlich [brieflich] dann und wann vergangen, so versichere ich hier öffentlich, daß es niemahlen aus Boßheit geschehen, und ich es hiermit jedem, den ich entweder durch Aergerniß oder andere Schwachheiten beleidigt, offenhertzig will abgebethen haben; indessen aber bin ich so wenig verbunden als gesonnen, aus einer blöden Furcht und mir dann und wann schuld gegebener Weichlichkeit, alles ohne Unterschied auf mir ersitzen zu lassen, womit sich die Tadelsucht vieler thörichter Verfolger an meinem jetzo ziemlich gedrückten Zustande zu kitzeln gedencket. Das mir so wohl als allen angebohrne Recht der Natur erlaubt mir allemahl eine abgedrungene Gegenwehr, und wer meiner Ehre entweder aus Thorheit oder Mißgunst zu nahe tritt, der darf sich niemahls befremden lassen, wenn ich ihm zu meiner Entschuldigung die Larve vom Gesichte ziehe und mit einer scherzhaften Stachel-Schrifft die Feigen-Blätter von seiner Blöße reiße, die er durch Anderer Flecken zu verstecken gesucht. In dieser Absicht nahm ich mir damals vor, Eure albernen Reime, Hr. Magister, weitläufftig und mit gutem Grunde nach ihren Verdiensten zu hecheln; und die Arbeit wäre auch längst herumgeflogen, wenn nicht die vernünftige Zuredung etlicher von Euren gutten Freunden bey mir so viel gewürcket, daß ich selbige zurückzuhalten und Euch Eures künfftigen geistlichen Amptes wegen zu verschonen gäntzlich beschloß.*) Nach der Zeit habe ich nichts desto weniger hin und wieder hören müssen, wie höhnisch Ihr Euch über meine Verschwiegenheit gekitzelt und, ich weiß nicht, ob aus Einfalt oder Boßheit gerühmt, als ob ich wider Eure Beschuldigungen nichts einzuwenden hätte und also Eurer scharffsinnigen Poesie (denn so habt Ihr sie selbst genannt) nichts taugliches entgegen zu setzen wüßte. Hr. Magister, dencket doch, daß über dem Berge auch Leute wohnen, besinnt Euch doch, daß auch Ihr nicht alle Weißheit gefressen, und glaubt nur, daß, wenn mir an dem Gelächter über die von Euch begangenen Thorheiten viel gelegen wäre, ich mich vor allen Euren orthodoxen Drohungen und Donner-Keilen so wenig fürchten

---

*) Auch die in der Folge noch zu erwähnende Gedichtantwort Günthers an das Seidelische Haus in Zittau zum Neujahr 1720 scheint infolge dieses Beschlusses von Günther nicht in Ausführung gekommen zu sein.

würde als vor einem aus 16 Postillen zusammen gestoppelten Praedicanten-Eyffer. Eure grobe Feder setzt ausdrücklich auf die Arbeit meiner Muse einen Hunde-Lohn (Ihr Mütter seid nur gut!' — so rufte jener Sohn / der seinen edlen Reim um einen Hunde-Lohn / an Plissens Mägde ließ, heißt es in Fritsches Schmähgedicht); o sparet doch nur diese ungeschickte Ausdrückungen einmahl vor Eure Dorff-Bauern, sie damit nach vieler Gewohnheit auff der Cantzel fein deutsch zu erinnern und zu bestraffen, wenn sie Euch einmahl in denen Decimis eine Handvoll Hafer zu wenig gegeben. Macht Euch doch nicht selbst zum Huren-Advocaten, wenn Ihr der mit Recht von mir gestriegelten Rhodope das Wort reden wollet. (Man schwatzt und weiß nicht wie? Bewiesen und gesagt, / Das heißt recht Rhodopen mit jenem angeklagt; / So aber schreibt man nur zwei Strichel an die Flechte, / Als wenn man, gilt ein Spaß? Zwei Scheffel Lügen brächte'. — So Fritsche in seinem Machwerk über Günthers Gedicht in Ausg. 1746, S. 385 ff.: — „Auf Herrn D. Christian Adam Gorns Zurückkunft aus Leipzig nach Jauer 1718," [zu vergleichen mit der „Nachlese" 1742 S. 215 ff., und Wittig, Neue Entd. S. 150], worin noch die wichtige Stelle vorkommt: — ‚Bald flucht ein Schul-Monarch, und bald ein Heuchel-Christ, / Weil hin und her ein Wort nicht orthodoxisch ist, / Da doch der blinde Tropf die Nase zopffen möchte, / Weil er mit Rhodope auf mancher Wagen-Flechte = = / Ich hätt es bald gesagt = = Dort kommt ein Feder-Held, / Der Punkt' und Striche mißt, papierne Pfeile schnellt / Und nichts als so viel weiß, das andre Leute wissen, | Der billt schon, da ich nur den Knüttel blind geschmißen. U. s. w.') — Mein Phoebus heißet Euch nur einen Krippen-Reuter: Wie schöne reimt sich drauff, das schreibt ein Bärenhäuter! Und habt Ihr ja so viel Geld im Vorrathe, meiner Dürfftigkeit, der ich mich nicht schäme, damit zu trotzen, so ist es gutt vor Euch, Ihr könnet desto eher einmahl einen reichen Miethling abgeben und andere, die Euch bei ihrer Armuth an Verdiensten übertreffen, in denen jetzigen Priester-Auctionen desto glücklicher überbiethen. Wie man in den Wald schreyet, so schallet es wieder heraus, und darum lasset es Euch nicht verdrießen, daß ich auf Eure mir vorgeworffene Lügen Euch die Wahrheit in Prosa, das ist fein derb sage. Habt Ihr was an meiner Poesie, deren Schwäche ich selbst gutt genug erkenne, so soll es mir lieb seyn, wenn mich Eure bescheidene Erinnerungen bessern. Mein Gemüthe hat von Natur einen Hang zu allen Künsten und Wissenschaften, welche den Witz, das Gedächtniß und den Willen des Menschen

so wohl bessern als belustigen, und ich versichere, daß ich mich an nichts mehr vergnüge, als in diesen gelehrten Übungen mich mit meines gleichen vernünftig zu besprechen. Schul-Gezäncke und unnöthige Grillenfängereyen lerne ich nach und nach mehr verachten, dabey aber auch geduldig leiden, daß ein und ander Pedante seinen angebohrenen Hochmuth mit der Verachtung meines Fleißes kitzelt. Euer Urtheil ist noch lange nicht das Urtheil aller klugen und ehrlichen Gelehrten, und darum klettert mit Euren Einbildungen am Parnaß nur nicht zu hoch und hitzig. Ihr möchtet sonst einen unglücklichen Gänse-Steiger*) abgeben und oben nicht so sicher hinüberkommen, als etwan die lastbaren Thiere durch die unwegsame und enge Höhe der Alpen-Gebürge. Die Alten sagten: es wäre ein Jedweder Zeit-Lebens einen Narren schuldig. Lasset seyn, daß auch ich, wie Ihr meinet, solchen bezahlet, als ich mir das gekrönte P.**) aus unbedachtsamer Begierde an den Nahmen flicken lassen; verdiene ich mir den Titul eines Poeten nicht durch die Vollkommenheit meiner Muse, so verdiene ich ihn vielleicht durch Lust und Liebe zu dieser Kunst so gutt, als Ihr Eure Magister-Kappe, unter welcher doch wohl auch die Weißheit nicht allein nisten wird. Concordantien reuten, Pillen drechseln und sich mit Acten tragen, ist noch keine zulängliche Bemühung, zu dem Nutzen der Republik das Seinige beizutragen. Und daß ich hierbey zufälliger Weise auch meine Liebe zu dem Studio Medico verteidige, so hat es mich vielmahl nicht wenig gewundert, daß Leute meines Handwerks hinter dem Rücken so unverschämt mich beschuldiget, als wenn ich nur allemahl an so genannten Galanterie-Studiis die Zeit vertorben und aus Nachläßigkeit meinen Zweck, die Gesundheit meines Nechsten einmahl zu bedienen, aus den Augen gesetzet. Müßte ich hier nicht aus Bescheidenheit und aus Furcht, mich in den Argwohn des Eigenlobes zu bringen, inne halten, so wollte ich mit denen stärksten Beweiß-Gründen vor denen Augen aller Welt manchen hocheingebildeten Herrn mit dem großen D. ziehmlich bey der Nase zupffen und

---

*) Weil auffsteigende Gänse bald in ihrem Fluge ermatten und sich wieder zur Erde herabsenken. (Kalbecks Erklärung „Gemsensteiger“ verdient wohl den Vorzug. H.)

**) Günther hat einige seiner Hochzeitscarmina mit Poët(a) Laur.(eatus) Caes-(areus) unterzeichnet, einem Titel, den er auf Grund seines Gedichtes an den Prinzen Eugen sich zugelegt hatte. — Anmerk. v. Max Kalbeck. — Dem muß ich entschieden widersprechen. Das letztgenannte Gedicht ist erst im Juli 1718 in Leipig entstanden, nachdem Günther schon längst in Wittenberg, (1716) wie er selbst in seiner „Curieusen Lebensbeschr.“ berichtet, zum Dichter gekrönt worden war. (Vergl. die „Neuen Entd.“ S. 347)

denen in dieser Sache erfahrenen zur Entscheidung überlassen, mit was vor Gewissen so mancher Cursiste, der ohne die Erkäntniß der natürlichen Gesetze und Bewegungen in dem natürlichen Cörper, ohne die Uebung der Kräffte des Verstandes in gründlichen Schlüssen, aus den 3 Academischen Lehr-Jahren nichts mehr als ein Packt abgeschriebener Rezipe mit nach Hause bringet, mit was vor Gewissen, sag' ich, ein solcher Marckt-Schreyer hernachmahls ohne Unterschied den gefährlichsten Patienten der gewissen Genesung auch offters mit den größten Schwüren versichern könne; hiervon wird ein andermahl Zeit seyn zu sprechen. Jetzo versuche ich nur der Christlichen Liebe wegen meinen Hochverehrten Herrn Magister, mich, der ich allen Groll bey Seite setze, mit solchen groben und unvernünftigen Zänkereyen zu verschonen, als auf welche ich mit diesem gegenwärtigen Blat einen gleichmässigen Keil setzen müssen. Mein Vorsatz ist, weder ihm noch anderen ohne gegebene Ursache zu nahe zu treten; giebt man mir aber mit Gewalt die Schleuder in die Hände, so kan mir niemand verargen, wenn ich, der Goliath sey noch so groß, als er wolle, mich zu beschützen alle Kräfte zusammen nehme."

Diese gründliche Verwahrung gegenüber seinem Gegner läßt besonders in den friedlich gestimmten Schlußstellen Schlüsse auf Günthers innerste Gedankengänge zu. Er trug sicher schon die verschwiegene Absicht in seinem Herzen, seine grimmigsten geistlichen Gegner zuletzt noch damit zu schlagen, daß er selbst Theolog werden und ihnen auch einmal auf der Kanzel entgegentreten wollte. Was ein Schmolcke und Fritsche leisteten, das glaubte er sich zehnmal besser zutrauen zu dürfen. Nach Jauer war er damals gekommen, nachdem er brieflich von seiner verlobten Phillis Ende April 1721 in Striegau nach seiner letzten Vertreibung aus dem Vaterhause Abschied genommen hatte mit den Worten der „Curieusen Lebensbeschreibung" (1732) S. 109:

„Mein Geist fühlt Todesangst und weiß sich nicht zu fassen,
Sucht alle Mittel vor und soll dich doch verlassen.
Verlassen? Nimmermehr! Weil Blut in Adern wallt,
Das letzte Sterbelied noch in die Ohren schallt,
So denk ich noch an dich, — Wer kann Gedanken wehren? —
Will der Verleumder gleich genauern Umgang stören.
Mein Engel, bist du auch des Unglücks Gegen-Ziel,
Weil dir dein erster Freund durch falschen Schwur entfiel,
Der Haß und Neid und Groll des andern Treue brechen
Und in dein redlich Hertz mit scharfen Dornen stechen;
Getrost! Man trennet zwar und hemmet unsern Bund,
Doch der Allmächtige, so dort zugegen stund,
Als unsre reine Gluth das Band zusammen schlunge,
Kann den bald anders ziehn, der unsern Riß erzwunge.

Die Trennung liefre mich auch zeitig in das Grab;
Doch, weil ich leben kann nnd Othem in mir hab,
Will ich an deine Huld und Redlichkeit gedencken,
Dir auch bey meiner Fahrt den letzten Seuffzer schencken.
Mein Engel, lebe wohl! Der Schluß ist festgestellt,
Das Schicksal treibet mich jetzt wieder durch die Welt:
Es treibt und soll mir doch das Denkmahl nicht vertreiben,
Ich will es in den Rest von meiner Asche schreiben.
Gedencke meiner Glut, gedenke meiner Treu,
Gedencke, wie mein Hertz bey dir verwechselt sei.
Und wann ich leben soll, so friste selbst dein Leben,
Der Himmel kann uns noch einander wiedergeben." —

So trieb ihn das rauhe Schicksal gänzlicher Armut — und darin hatte Jahn recht vermutet — aus der Vaterstadt, der er so herrliche Strophen gewidmet und die erhabensten seiner Lieder auf ihren aussichtsreichen Bergesgipfeln „Zu der Erde" und „Zu des Himmels Lob" gesungen hatte, für immer unbarmherzig hinweg. Zuerst nach Jauer, wo sich außer Dr. Gorn, den er übrigens in der „Curieusen" nicht mehr als in Jauer hilfreichen Freund mit erwähnt, sodaß Dr. Steinbachs Vermutung, Günther müsse ihn in dem Hochzeits-Gedicht S. 461 mit seiner Mutter gemeint und beleidigt haben („Günthers Leben" S. 90 und 130) vielleicht einigen Gehalt gewinnt, mehrere andere Freunde, besonders aber ein Herr Warmbrunn, Juris consultus u. Dr. med., und ein Herr Fiscal Schindler, später Herr von Printzendorff, durch zehn Wochen, von Anfang Mai bis Mitte Juli 1721 seiner herzlichst anahmen und er eine Menge Lieder, aber auch die vorhergehende Abwehr gegen Fritsche verfaßte, dessen Schmähgedicht überall hin verbreitet war, wo es Günthern zu seinem Fortkommen schaden konnte. Doch sollte Günther auch hier noch prae festo und post festum durch ein anderes für den 20. Mai 1722 bestimmtes Hochzeits-Carmen, in dem er auf Wunsch eines Auftraggebers etwas scharf und gar zu frey vom früher beabsichtigten Klosterleben der aus Jauer stammenden und zu Hirschberg vermählten Braut geredet haben soll, infolge dessen der vermeintliche Verfasser in Jauer zur Strafe gezogen wurde (Dr. Steinbach, „Günthers Leben" S. 90 ff.), sich in das Gerede unverständiger Klaschmäuler bringen. Es war eine an sich vortreffliche Vergleichung des Kloster- und des Ehelebens ohne alle Zoten! Aber die katholische Geistlichkeit duldete als Herrscherin über den schlesischen Protestantismus dergleichen wenn auch noch so geistreiche Anspielungen nicht. Günther erhielt hier gewiß Zusicherungen periodischer Unterstützungen, sobald er wieder auf einer Universität sein würde, reiste zunächst Mitte Juli 1721 nach Liegnitz zu seinem Freunde Dr. jur. E. G. Aßmann, dem Neffen eines seiner Schweidnitzer Lehrer George Gottlieb Aßmann, Konrektors

und späteren Nachfolgers Leubschers im Rektorat, dem er „die Wissenschaft der Sterne“ verdankte, und verlebte bei ihm einige Tage, schrieb auch von hier noch an die Phillis ein ihre Aufregung über das Scheitern aller ihrer Hoffnungen besänftigen sollendes Gedicht: — „Willst du zürnen, liebes Kind“ („Nachlese“ S. 169ff.), da ihr Günthers langer Aufenthalt in Jauer verdächtig geworden sein mochte, was sich nun leider noch weiter wiederholen sollte, und verherrlichte Liegnitz in denkwürdigen Strophen in seiner „Curieusen“, an der er schon in Jauer gearbeitet haben muß. Bei seiner höchst beschränkten Kasse mußte er auf Fürsprache des Freundes dem „Adlerwirthe“ in Liegnitz einen Teil seiner Zeche schuldig bleiben, wie aus Günthers poetischer Epistel aus Oberleippe d. 3. Septbr. 1721 im Anhange der „Curieusen“ hervorgeht, die Herr von Stosch für ihn bezahlen sollte. Dieser nicht auf Klein-Logenau, wie der erste Correktor in der Handschrift Günthers gelesen hat, sondern, wie Herr Adalbert Hoffmann bereits richtig mitteilte, auf Klein-Kotzenau vor Primkenau bei Lüben ansäßige adlige Herr und Mäcen unseres Poeten hatte nämlich den Dr. juris Aßmann in Liegnitz zum Rechtsbeistande (vgl. meine „Neuen Entd.“ S. 235 ff.). Von diesem Freunde Aßmann wanderte Günther etwa den 20. Juli 1721 weg zu dem ihm überaus wohlwollenden Herrn von Stosch, welcher ihn nach Leippe bei Bolkenhain an die verw. Frau von Reibnitz geb. v. Eben und Brunnen empfahl, weshalb nun Günther sich von Kotzenau über Hainau nach Adelsdorf vor Goldberg begab, auf welchem Rittersitze seine zwei Leipziger Studienfreunde und Gönner, Daniel Gottlob und Ernst Rudolph von Nickisch u. Roseneck heimisch waren, denen Günther in seinen Gedichten S. 335, (371), 569, 648, 887 das höchste Lob ihrer schönen Heimat, seinen Schmerz über den Brand seines Vaterhauses, und seine Maximen über wahren Adel und echte Dichtkunst gewidmet hatte. Das Gedicht S. 371 zur Wiederkunft des jüngeren Bruders von dem darin gepriesenen Leipzig in die schlesische Heimat am 15. Aug. 1721 hat Günther in Ober-Leipe verfaßt, dem er von Adelsdorf über Goldberg zustrebte. Hinter dieser Stadt, aus der sein geistlicher Gegner Fritsche stammte, saß in deren Nähe Magister Sigismund Ebersbach als Pastor zu Hermsdorf (v. 1714—1735), dem Günther als einem zu Schweidnitz 1688 geborenen Freunde schon 1713 das Hochzeitslied und 1715 den Tod seines geistlichen Vaters daselbst gesungen hatte. Von dort wanderte er über Pilgramsdorf und Armenruh, die er in dem Gedichte „Auf der Reise hinter Lemberg (Löwenberg) dißseits nach Schlesien“, so beziehungsvoll nennt, welches mit den Worten: — „So gehn wir nun auf gutes Glücke, / Und keiner weiß, womit, wohin?“ „Nachlese“ S. 37 ff.) —

beginnt, weiter nach Probsthain zu, wo sein Leipziger Studien-Freund Goebel geboren und zur Zeit möglicherweise daheim anzutreffen war, von da direkt über Schönau nach Leippe bei Bolkenhain auf seiner wohl herrlichsten und hoffnungsreichsten Sommertour. In Löwenberg (Lemberg) selbst scheint er nicht gewesen zu sein. Von Kotzenau und von Liegnitz aus betrachtet, liegen die genannten Orte Pilgramsdorf und Armenruh mit Probsthain auch hinter (seitwärts) Lemberg, weshalb die Überschrift des Gedichtes erklärend hinzusetzt: „Diesseits nach Schlesien". Und hier erledigt sich Dr. Berthold Litzmanns in seiner „Textkritik zu Günther" (1880) S. 93 erhobener Einwand gegen die Echtheit der „Curieusen", weil diese fälschlich angebe, die Bekanntschaft Günthers mit Reibnitz sei erst damals durch Herrn v. Stosch vermittelt worden, damit jener „an Hofemeisters statt" in dessen Dienste trete, — dadurch, daß Leipe noch nicht dem Georg Wilhelm von Reibnitz und seinen zwei zu Schweidnitz mit Günther studiert habenden Brüdern gehörte, sondern noch deren lebender Mutter, der verw. Frau Anna Eleonore von Reibnitz geb. von Eben und Brunnen, Frauen auf Langenhelmsdorf, Ober-Leipe und Baumgarten, deren jüngste 1714 dem gestorbenen Vater nachgeborene Tochter jene Frau Johanna Friederike von Schweinitz, Frau auf Schweinhaus war, die zur Zeit von Günthers Eintreffen in Leipe Anfang August 1721 gerade 7 Jahre alt wurde und sonach eines durch den inzwischen von Universitäten heimgekehrten ältesten Bruder George Wilhelm mit v. Stosch zu vereinbarenden Informators bedurfte, sich 1731 verehelichte, schon nach dem ersten Wochenbett 1733 starb und auf dem Kirchhofe des Burgkirchleins zu Schweinhaus mit der denkwürdigen Grabschrift bestattet wurde, die mich schon im Jahre 1851 als „echt güntherisch" anmutete: —

„Zertrennst Du die Hertzen, so trotzt doch die Treu, / Sie bleibet im Tode vom Tode selbst frey!" —

wie ich in meinen „Neuen Entdeckungen" (1881) S. 241 ff. mitgeteilt habe. Ihr auf Günthers nur kurze Anwesenheit folgender Informator oder Hofmeister ist der auf S. 236 daselbst nachgewiesene Joh. Friedr. Mentzel. Hierbei will ich noch eines von mir und anderen gehegten Irrtums erwähnen, dessen Berichtigung wir Fulda verdanken, als ob das instruktive Gedicht Günthers in der „Nachlese" S. 50 ff. über seine erste Heimkehr von Universitäten: — „Gesundheit, Glück und Trost und alles ist nun hin" (Lauban 1720 an Herrn M . . von R . . I. V. C. [Iuris utriusque Cultor] eben an diesen George Wilhelm v. Reibnitz, der inzwischen M(agister) geworden, gerichtet gewesen wäre. Fulda bezieht es wohl richtiger auf Freund Mar-

quard in Leipzig, was auch Dr. Enders in seiner „Zeitfolge“ S. 141 als zutreffend anerkennt.

Indeß ist das „von R . .“ der Gedichtüberschrift noch nicht aufgeklärt. — Über diese Frau von Reibnitz auf Ober-Leippe und deren jüngsten Bruder*), den beim Tode Günthers noch in Jena studierenden Herrn von Eben und Brunnen, bringe ich noch etwas Näheres in meinen Anmerkungen zur „Curieusen Lebens-Beschreibung Günthers“. Und ebenso werde ich dort den Schleier über jenen Freund in Auras lüften, der Günthern „ganz unverhofft ans Tor entgegenging“ (Wittig, Neue Entd. S. 29, 218, 335). Diese Stelle ist schon Dr. Steinbach eine allzu harte Nuß zum knacken geblieben, weshalb er die Echtheit der „Curieusen“ bezweifelte, was seine Nachfahren in Günthers Biographie noch bis heute tun. Aber Günther scheint in Probsthain, durch das er wanderte, noch besondere religiöse Belehrungen und Aufklärungen gesucht zu haben, die ihn nach und nach in dem Entschlusse bestärkten, selbst noch Pastor einer freieren, milderen Richtung zu werden, als die orthodoxe seit des strengen Flacius Zeiten zuerst in Jena, Wittenberg und Leipzig war, — jener melanchthonischen Richtung, die in Halle ihren Hauptsitz hatte. In meiner Ausgabe der „Curieusen“ werde ich mich auch über diesen Punkt des näheren aussprechen. Aber auch in Leippe war seine Ende Juli angetretene Informatorstelle nur etwa eine etwas über anderthalbmonatige, denn ihn trieb es mit den geringen erworbenen Mitteln und Versprechungen nunmehr dem Endziel einer Universität zu. Da trifft ihn auf dem Wege dahin Ende September 1721 sein Studienfreund Speer aus Landeshut, zur Zeit Juris Practicus und Vertreter der dortigen Großkaufleute, und weiß ihn durch neue Aussichten auf noch spendablere Gönner mit sich zu ziehen. In der Tat gereichte Günthern der einjährige Aufenthalt in Landeshut, Schmiedeberg und Hirschberg für seine letzten Ziele nur zum pekuniären und größten literarischen Vorteil. Im Abschiedsschreiben an Speer sagt er: —

„Das sag ich Landeshut, zu Trotz der Feinde Schmach, / Vor unserm Schlesien in allen Städten nach,
Daß meine Musen hier mehr Lieb und Schutz getroffen, / Als sie wohl nicht so bald in einem Lande hoffen.“ („Nachlese“ S. 143).

Und nun erst war für ihn teils durch Sammlung und Druckfertigstellung aller seiner Gedichte mit von Beuchels Hilfe, teils durch Empfang barer Unterstützungen reicher Gönner, zu denen auch Speers Schwester gehörte, der erste sichere Grund und

*) Richtigstellung in der Anm. auf S. 49. H.

Boden für ihn in Jena geschaffen, auf dem er nun seinen geplanten Lebensbau hätte vollenden können.

In seinem Abschiedsliede „An mein Vaterland“ Ende September 1722 („Nachlese“ S. 39) hält er noch einmal Abrechnung mit seinen Hauptgegnern: —

„So lebe wohl mit allen Spöttern, | Du ehmals wertes Vaterland!
Du trotzest bey so nahen Wettern, | Ich wünsche dir nur auch Bestand.
Was hat dir wohl mein Geist zu danken? | Verfolgung, Schande, Neid und Zanken,
Und Freunde, die kein Flehn gewinnt; | Ja, müßt ich heute bei den Drachen
Gefährliche Gesellschaft machen, | Sie wären gütiger gesinnt.

Ich komme durch dein scheinbar Lügen | Um Gönner, Glauben, Ehr und Freund,
Mein Seufzen kann dich nicht vergnügen | So lang es auch erbärmlich weint.
Ha! unbarmherzige Leäne*), | Belohnst du so den Fleiß der Söhne?
Ist dieses die Erkenntlichkeit | Vor so viel Wachen und Studieren,
Nur dich mit Ruhm und Nutz zu zieren? | O falsche Welt! o grobe Zeit!

Es sey dein Irrtum oder Tücke, | Gnug, daß dein Zorn mein künftig Glücke
Durch solchen Grund zu Schanden macht; | Du schmähst mich nicht allein im Staube,
Du hast auch gar von meinem Raube | Den Frevlern Vorschub zugebracht.

Wohlan! so reize selbst die Waffen, | die Wahrheit und Verdruß regiert;
Wer sind die meisten deiner Pfaffen, | Von welchen all mein Unglück rührt?
Wer sind sie? Lästrer, faule Bäuche, | Tartuffen, Zänker, böse Schläuche
Und Schwätzer, so die Wahrheit fliehn, | Beruf und Gott im Beutel tragen,
Sich täglich um die Kappe schlagen | Und Weib und Pövel an sich ziehn.

Du hegst Betrug und Aberglauben, | Den aller Weisen Freiheit haßt:
Der Rabe jauchzt, man würgt die Tauben, | Der Reiche spott der Armen Last.
Was thun die unbeschnittnen Juden? | Sie brüsten sich in theuren Buden
Und schielen höhnisch in die Quer, | Als wenn, Gott geb', ein Bursch ihr Diener,
Der Mauerpfeffer aber grüner | Als unser Musenlorbeer wär**).

Die klügsten sitzen an dem Zolle, | Verrechnen Leben und Vernunft:
Was kost das Heu? Was gilt die Wolle? | So spricht man in Zusammenkunft.
Was sag' ich von dem Frauenzimmer? | Ihr Schönsinn ist nur Farbenschimmer,
Sie heißen keusch, sie sind nur tumm. | Und die noch etwas Grütze führen,
Die kehren stets vor fremden Türen | Und nehmen alles blind herum.

Dieß seh ich vor gewisse Zeichen | Vom Gräuel der Verwüstung an;
Wo Kunst und Weisheit einmal weichen, | Da ists um aller Heil getan.
Ja steckten nur nicht hin und wieder | Noch wenig treu und kluge Brüder,

---

*) Griechisches Wort für „Löwin“.

**) Hiermit zielt Günther offensichtlich auf seine im schlesischen Gebirge in reichen Kaufmannshäusern gemachten trüben Erfahrungen. Vergl. hierzu noch Nachlese S. 195 über die Kaufmannsjungen.

So sprach ich: Land, du bist nicht werth, | daß so ein Carl dein Glück erhebet,
Und daß du einen Kopf erlebet, | Der dich durch unsre Kunst verklärt.

Ich fürcht, ich fürcht, es blitzt von Westen, | Und Norden droht schon über dich.
Du pflügst vielleicht nur fremden Gästen; | Ich wünsch es nicht. Gedenk an mich!
Du magst mich jagen und verdammen, | Ich steh wie Bias *) bei den Flammen,
Und geh, wohin die Schickung ruft. | Hier fliegt dein Staub von meinen Füßen,
Ich mag von dir nichts mehr genießen, | Sogar nicht diesen Mund voll Luft."

Und dort in Jena ereilte den bis dahin unmenschlich Gehetzten nach kaum halber Jahresfrist der Erlöser Tod! — —

Noch habe ich über Fritsche eine Vermutung beizubringen, wo sich dieser (entgegen Jahns Annahme: in der Umgegend von Striegau) zur Zeit seines Streites mit Günther aufgehalten haben mag, so daß dieser ihm anraten konnte, er möge lieber wie ein Dachs (alias Fuchs) in seinem Gebirge still liegen und nicht Günthers Kiel und seine Striegel mit neuen Pasquillen herausfordern. Weder in Schmiedeberg noch Hirschberg, weder in Goldberg noch Lauban, weder in Jauer noch Schweidnitz war er als etwaiger Kirchen- oder Schulhelfer aufzufinden. Da fand ich in der „Zweyten" verbesserten und vermehrten Auflage der „Nachlese zu Günthers Gedichten" (Breslau 1745, Verleger Johann Jakob Korn), ein leider unvollendet gebliebenes Gedicht S. 249 gewidmet: — „Dem Seidelischen Hause in Zittau. Zum Neujahr 1720" — und damit vielleicht die richtige Spur von Fritsches damaligem Aufenthalt. Er scheint mir hiernach im Seidelischen Hause in Zittau Informator gewesen zu sein. Dieses Haus könnte vielleicht auch mit dem Seidelschen Hause in Schmiedeberg verwandt sein, woselbst sich jedoch Günther zur Zeit noch nicht befand, sondern noch in Breslau. Erst Mitte März 1720 gelangte er nach Lauban. Günther beginnt seine Neujahrswunsch-Epistel mit den Worten: —

„Schreib, sprach die Schuldigkeit; schweig, sprach die Poesie. . . .
Soll ich euch, theure Zwei, ein schlechtes Verschen bringen?" . . . .

In diesem Widerstreit zwischen Trieb und Pflicht in seinem Gemüte fährt Günther also fort:

„Ich folge meiner Pflicht. Doch als ich dieses sprach, | Rief mir die Poesie zum dritten Male nach:

---

*) Bias von Priene, einer der sieben Weisen Griechenlands. Als er nach der Eroberung seiner Vaterstadt nichts von seinen Schätzen mit sich nahm, sagte er: „Ich trage meinen ganzen Besitz bei mir." (Omnia mea mecum porto.)

Verwegner, willst du denn dein Selbstverderben suchen? | Thu immer, was du willst, du wirst die Müh verfluchen,
So du dir jetzo machst. Schau nur, wie Stax dort sitzt, | Wie sein bemühter Geist bey seiner Hechel schwitzt,
Das, was viel netter klingt, als deines, durchzuziehen. | Thu immer, was du willst; ich weiß, daß dein Bemühen
Dich endlich reuen wird. Ach! fing ich wieder an: | Wo mich nur sonsten nichts zurücke halten kann,
So will ich freudevoll bey dem Entschlusse bleiben, | Den Wunsch, so gut ich kann, mit regem Kiel zu schreiben.
Stax, der verdorbne Stax, geliebte Poesie, | Der seine Reime stets mit Jammer, Not und Müh
Von andern betteln muß, wird dir und mir nicht schaden; | Er stehet ohnedem bei dem Parnaß in Gnaden,
Wie ich beym Mogol steh. Nächst als sein albern Lied, | Das wie die Krähe dort bei dem Aesopus sieht,
Nicht so, wie er gewünscht, war aufgenommen worden, | Brennt er vor Zorn und Grimm. Wie um den Klafferorden
Sich der erhabne Mond nicht das geringste härmt, | So wird die Mockerie, mit welcher er geschwärmt,
Nach aller Billigkeit, verachtenswert geschätzet, | Weil Witz und Geist die schon in höhre Klassen setzet,
An die er sich gemacht, und zwi . . . ."

Dieser Neujahrswunsch, der eine quasi Denunziation Fritsches in dem Hause, in dem er lehrte, geworden wäre, ist von Günther nicht abgeschickt, weil nicht vollendet worden. Da aber Fritsche seine Angriffe auf Günther in einer auf die S . . . . sche Hochzeit in Lauban (1720) angefertigten Charteque richtete, wird er sich vermutlich selbst in der Nähe von Lauban in der Lausitz, also wohl in Zittau befunden haben. Was er aber seitdem für Stellungen innegehabt haben mag, ist nicht bekannt. Erst 5 Jahre nach Günthers Tode (1728) wurde er von seinem geistlichen Freunde Schmolcke, wie bereits berichtet wurde, als Pastor prim. in Brieg eingeführt. Fritsche stammte aus Goldberg, und Schmolckes Vater, der spätere Pastor in Brauchitschdorf bei Liegnitz, war kurz vor dieser Anstellung 1666 aus seiner Konrektorstellung in seiner Geburtsstadt Schmiedeberg nach Goldberg exuliert, von wo sich die beiderseitige Familienbekanntschaft herschreibt.

Es ist uns über Günthers letzte Lebensstunden nichts weiter überliefert, als was sein erster, in vielen Stücken so unzuverlässiger Biograph Dr. Steinbach (pseudonym Carl Ehrenfried Siebrand) zu Breslau (1737) über sie beigebracht hat, abermals mit einem sicher ungerechtfertigten Tadel über Günthers letztes Verhalten im Leben. Er kennt und nennt Günthers „Letzte Gedanken" in seiner Krankheit zu Leipzig 1718: — „Nun empfind ichs endlich auch, was Verdruß und Arbeit können, / und wie zeitig Kreutz und Gram unsrer Jugend Mark verbrennen." („Gedichte" S. 837 ff.), obwohl er die richtige Entstehungszeit nicht

weiß, ferner auch auf S. 115 seines „Günthers Leben" die „Abschiedsgedanken usw." von 1721, nicht aber die wirklich „Letzten Gedanken desselben auf seinem Sterbebette" im Anhange der „Curieusen und merkwürdigen Lebens- und Reise-Beschreibung", welche mit den Worten beginnen: „Weh und Hölle, Wohl und Himmel, / Beydes fällt mir itzt in Sinn, / Da ich auf dem Krankenbette elend und verlassen bin." Dr. Steinbach meint nun: „Er muß aber zu der Zeit nicht rechte Empfindung von dem Tode gefühlt haben, weil ihm nicht noch so lustige [?] Dinge eingefallen wären, wie darinnen stehen, oder müste sich in Gegenwart guter Freunde noch vieles erinnert haben. Hingegen sind die Abschiedsgedanken bey Gelegenheit einiger schweren Leibes-Zufälle: „Bey so nahen Todes-Zeichen" viel geistreicher, so auch in Wahrheit, wenn nur zuletzte nicht einige weltliche Dinge, als die begriffene Leyer, mit eingemischt wären, als ein einem wahren Christen anständiges Glaubensbekenntniß anzusehen wäre: es kommt darinnen auch das meiste, was im vorigen angeführet worden, wieder vor; die darinnen beniemten Personen, als der Vater, von Breßler, von Kluge, Scharff, Mencke, von Beuchell, Phillis und andere sind alle schon nach der bisherigen Erzählung beschrieben worden, nur erinnere [ich] noch hier, daß in dem Verse:

„Dir bescheidet meine Baare, | Die kaum sechs und zwanzig zählt".

der Fehler steckt, daß es acht und zwanzig heißen soll". — Mit der total verfehlten Kritik über die „Begriffene Leyer" und mit der in dem doch schon 1721 zu Schmiedeberg entstandenen Gedichte, das richtig sechs und zwanzig Jahre zählt, versuchten Zeitänderung erhalten wir so eine Probe der biographischen Arbeit unseres auf das allernüchternste gestimmten Biographen Siebrand-Steinbach, der, wie hier, so in allem übrigen, fortwährend genau nachzukontrollieren ist. Das ihm durch Tradition und Klatsch eingeimpfte Vorurteil gegen unseren armen, bis zuletzt höher strebenden und trotzdem weiter verleumdeten Dichter läßt ihn folgende, nach allem Vorhergehenden gänzlich unbewiesene Behauptung aufstellen: —

„Günther hatte übrigens ziemlich frey gelebt, dabey seine Andacht lange ausgesetzt; die Ursache gab er die Unversöhnlichkeit mit seinem Vater an; doch hat er alles zuletzte hertzlich bereuet und Gott abgebethen. Wir wollen hier ihn selbst reden lassen, er spricht aber Bl. 700 also:

„Mein Gott! wo ist denn schon der Lentz von meinen Jahren
So still so unvermerckt, so zeitig hingefahren? U. s. w."

(Steinbach zitiert Günther bis zum Ende des Gedichtes), das auch Herr Jahn nicht unrichtig in die allerletzte Lebenszeit verlegt und Dr. Enders als sein allerletztes Gedicht in Jena in seiner „Zeit-

folge" S. 73, 169 als kurz vor seinem Tode gedichtet anführt. Nur spricht die Länge der „Gedanken auf dem Sterbebette" und der vorerwähnten Dichtung einigermaßen gegen diese Annahmen, weil die Schwachheit des völlig erschöpften Körpers und Nervensystems auch die seines Geistes in den letzten Lebenstagen zur Folge gehabt haben dürfte. Doch lassen wir dies dahin gestellt.

Und nun fährt Siebrand-Stein fort: —

„Als sich nun Günther so bußfertig bezeigte, und eine rechtschaffene Betrübniß über seine Jugend-Sünden darwieß, fragten ihn die anwesenden Lands-Leute, ob er nicht begehrte, noch einen Geistlichen bey sich zu sehen und das Heil. Nachtmahl zu genießen, darauff er den Herrn Superintend. Weissenborn bey ihm zu sehen verlangt und seine Seele mit der himmlischen Speise zu sättigen gewünscht; weil aber der Hr. Doct. Weissenborn bey dem Examine in der Stadt-Schule sich aufgehalten und sich nicht eines so schnellen Falles bey dem Krancken vermuthet, ist unser Günther den 15. Mertz*) des 1723. Jahres gantz sanffte entschlafen, nachdem er sein junges Leben nicht höher gebracht als 28 Jahre weniger 3 Wochen und 3 Tage. Den Leichnam haben die Lands-Leutte nach Jenischem Gebrauche auf den sogenannten Gottes-Acker vor dem Johannisthore beysetzen lassen und die Kosten vor das Begräbniß ihres beliebten und berühmten Landsmannes zusammen geschossen, daß er auch bey seiner Dürftigkeit nach seinem Tode eine ehrliche Begräbniß erhalten." . . . Hiernach ist er genau 27 Jahr 11 Monate und 7 Tage alt geworden. Er starb Montag nach Judica mit seinem auf ihn so beziehungsvollen Psalm (s. S. 9 hier.)

Ich übergehe seines Vaters zwei etwas geschraubte Selbstverteidigungs-Schreiben über seinen Sohn an Siebrand-Steinbach, desgleichen eine wohl meist aus Günthers sich selbst bezichtigenden Episteln an ihn geschöpfte Äußerung des Professors Mencke in Leipzig im 101. Teile der Teutschen Act. erud. Blatt 344, welche in meinem Werke S. 62 ff. nachzulesen und noch durch eine von diesem Vater aufgefundene Erklärung in einer zu seinen Lebzeiten von Pastor Scharff herausgegebenen literarischen Zeitschrift („Gelehrte Neuigkeiten Schlesiens" 1738 p. 263 ff.) zu ergänzen sind. (S. 305 meiner „neuen Entdeck.") Ebenso steht in — „Der Osten" — 34. Jahrg. Heft 3, März 1908 eine von Herrn Eugen Reichel, dem neuesten Gottsched-Biographen, beigebrachte nochmalige Auslassung Gottscheds über Günther, aus der schlagend hervorgeht, daß Gottsched seinerseits die

---

*) Und nicht den 25. März, wie Jahn, vielleicht nur durch einen lapsus calami oder Druckfehler verführt, behauptet.

Unterdrückung der „Curieusen" und der „Liebesbegebenheiten" gewollt hat, wenn er sagt: —

„Günthers Sitten waren viel zu schlecht, als daß er dem Leser allezeit ein edles Bild von sich hätte vor Augen zu stellen gewußt . . . . Es ist wahr, daß die unglücklichsten Umstände seines Lebens ihn zum Teil genötigt, sich vielmals den Lüsten der ungesitteten Leute aufzuopfern, die ihm einen Unterhalt gaben; und daß sein Gemüt durch kein äußerliches Hilfsmittel in den Stand gesetzt wurde, seine gute Neigung zu vollziehen. Allein darum ist es eben schade, daß seine Freunde nach seinem Tode nicht so viel Liebe für einen Freund getragen, die anstößigen Ausschweifungen seiner Jugend mit einer ewigen Vergessenheit zu begraben" . . . Was für ein total ungerechtfertigtes Vorurteil Gottscheds steckt doch in diesen Worten. Es ist ihm ja gelungen, die Literarhistoriker seiner und aller folgenden Zeiten fast bis heute zu dupieren und ihnen eine ganz falsche Meinung über Günthers Charakter und seine letzten großen Dichtungen beizubringen! So verwickelt und schwer aufzulösen liegen oft die einfachsten seelischen Probleme im Wesen eines so redlichen Dichtergemütes, wie das Günthers war.

Jahn hat sich noch eine ausdeutungsreiche Stelle in dem von ihm, wie von Dr. Steinbach zitierten, angeblich letzten Gedichte Günthers entgehen lassen, woselbst es Strophe 21 f. heißt: —

21.

Von nun an will ich mich dir gäntzlich überlassen
Und um den letzten Sturm den stärksten Ancker fassen,
Den uns auf Golgatha der Christen Hoffnung reicht.
Dein Wort, dein Sohn, dein Geist befriedigt mein Gewissen
Und lehrt mich hier getrost der Jugend Fehler büssen,
Bis ihrer Strafe Schmertz mit Wärm und Athem weicht.

22.

Komm nun, und wie du wilst, die Erbschuld abzufordern.
Der Leib, das schwere Kleid, mag reissen und vermodern,
Weil diß Verwesen ihn mit neuer Klarheit schmückt:
Ich will ihm zum voraus mit freuden=reichem Sehnen
Auf Gräbern nach und nach den Schimmer angewöhnen,
Aus welchem ihn hinfort kein eitler Traum mehr rückt *).

*) Diese drei letzten Verszeilen der 22. Strophe sind in der gedruckten Ausgabe Güntherscher Gedichte v. 1746 S. 704 offenbar verballhornt, denn dort lauten sie ganz unverständlich: — „Ich will . . . den Schimmer angewöhnen, | In welchen ihn hinfort kein eitler Traum mehr rückt." — Man könnte allenfalls vermuten: — „Ich will . . . den Schimmer angewöhnen, | In welchem ihn hinfort kein eitler Traum mehr drückt." — Aber auch das ist zweifelhaft. Und nun gar erst die verfehlte Correktur Steinbachs zu „ihn (f)" S. 121 seiner Schrift mit der Note: (f) dieß hat er müssen bey seiner Krankheit versehen, weil er sonst nicht so leicht einen Fehler wider die Wortfügung gemacht." — Günther bezieht das ihn doch auf seinen bald verklärten Leib. Ich setze „den Schimmer, | aus welchem . . ."

23.

O! sanffte Lagerstatt! o! seliges Gefilde!
Du trägst, du zeigest mir das Paradieß im Bilde,
  Ich steh, ich weiß nicht wie, recht innerlich gerührt.
Wie sanffte wird sich hier Neid, Gram und Angst verschlafen,
Bis einst der grosse Tag die Böcke von den Schafen,
  Die in die Marter jagt und die zur Freude führt.

24.

Mein Schatz Imanuel! mein Heiland, meine Liebe!
Verleih doch, daß ich mich in deinem Wandel übe,
  Verderb mir alle Kost, die nach der Erde schmeckt;
Verbittre mir die Welt durch deines Creutzes Frieden,
Vertreib, was mich und dich durch mein Versehn geschrieden,
  Und hüll' in dein Verdienst, was Zorn und Rache weckt.

25.

Soll je mein jäher Fall den Körper niederstürtzen,
So laß mich Zeit und Schmertz an deiner Brust verkürtzen
  Und nimm den freyen Geist mit Arm und Mitleid auf!
Wem irgend noch von mir ein Aergerniß geblieben,
Dem sei der Spruch ans Herz, wie mir am Sarg geschrieben:
  Offt ist ein guter Tod der beste Lebens-Lauff.

(„Gedichte“ 1746 S. 703—704.)

Ich meine die Stelle, in der Günther „zum voraus“ auf Gräbern seinem bald sich im Tode verklärenden Leibe nach und nach jenen Verkürzungs-Schimmer angewöhnen will, / „Aus welchem ihn hinfort kein eitler Erden-Traum mehr rückt.“ — Hiernach wäre Günther noch in seinen letzten Lebenstagen auf dem Jenaer Johannis-Friedhofe zuweilen zwischen Gräbern umhergewandert und hätte dort philosophischen und religiösen Gedanken über Tod und Unsterblichkeit nachgehangen. An den Grabhügeln, in denen er das Paradies der ewigen Ruhe und Erlösung von Angst und Erdensorgen im Bilde erblickt, steht er recht innerlich gerührt und aufs tiefste bewegt. Es ist vielleicht für meine Leser nicht uninteressant, zu erfahren, daß der im Norden des Johannisplatzes vor dem westlich des Marktes gelegenen Johannis-Tore sich hinlagernde Alte Friedhof mit der Garnisonkirche in der Mitte und der Katholischen Kirche auf seiner Südseite an der Ostmauer beider entlang den sog. Oberen Philosophenweg besitzt, der links abseits vom ebenfalls hinaufführenden schluchtartigen Steiger zum Landgrafenberg mit der Kaiser (Napoleon)-Höhe, rechts zum Neuen Friedhofe leitet. Auf diesem Wege mag Günther in den späten noch schönen Herbst- und Wintertagen 1722 gewandelt sein. Sonst erzählen uns seine Lieder nichts Besonderes von Jena. Sein ganzes übriges Gedicht ist voll religiöser Glaubensseligkeit. Schade, daß uns die Leichenpredigt seines ihn bestattenden Pastors nicht erhalten ist, aus der man vielleicht noch

einiges Nähere über seine letzten Lebenstage hätte erfahren können. Seine schlesischen Landsleute und anderen Freunde, die ihn feierlich beerdigten, haben nichts weiter über sie vermeldet; nur ein Studiosus Daniel Hockh aus Solyma in Ungarn hat ihm ein Gedicht in lateinischen Distichen gewidmet, nachdem er an Günthers Vaterstadt Striegau vorübergereist war, deren Mauern, Türme und Berge der dort geborene Knabe schon jung überstiegen habe wie später alle die Riesenberge der Giganten bis zum hohen Olymp empor. „Und dort reichst du an Stelle des abgesetzten Ganymed dem Jupiter volle Becher mit himmlischem Nektar!" — schließt er sein wohlmeinendes Carmen, welches wie das nachfolgende Gedicht des ursprünglich Wittenberger Arztes und äsopischen Fabelnachdichters Daniel Wilhelm Triller*) am Schlusse der „Nachlese" (1742) mit der Überschrift: — „Der durch den Tod zerteilte zweyfache Lorbeerkranz, welcher das Haupt des weyl. Wohledlen und Wohlgelehrten Herrn, Hrn. Johann Christian Günthers, Med. et. Phil. Cand. wie auch Poët Laur. Caes., bisher rühmlichst gezieret, durch sein frühzeitiges Absterben aber von dem Tode in seinem academischen Stufenjahre zu bald getrennt worden, betrachtet von Dessen sämtlich mitleidenden Landsleuten", das mit den Worten anhebt: — „Will der beliebte Lenz in Winter sich verkehren?" —, am 18. März 1723 an Günthers Grabebegleitung gedruckt verteilt und später in die genannte Sammlung aufgenommen wurde. Günthers Grab in Jena ist aber inzwischen in ewiger Vergessenheit versunken. Ein Grabstein hat es wohl kaum geziert, geschweige denn der auf dem Titelblatte zu der Ausgabe seinen Gedichte vom Jahre 1764 gezeichnete mit der vielzitierten, von Günther selbst vorgeschlagenen Grabschrift (s. d. Abdruck in dem Güntherheft des „Osten" vom Januar 1908):

Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, lies geschwind und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb und Unglück an."
(Ged. S. 770).

Und wenn etwa die Leipziger Universitätsfeier der deutschen Studentenschaft nebst früheren Akademikern nicht zum Anlaß dienen sollte, diese Vernachlässigung wieder gut zu machen und dem Sänger des deutschen Gaudeamus und anderer klassischer Studenten-

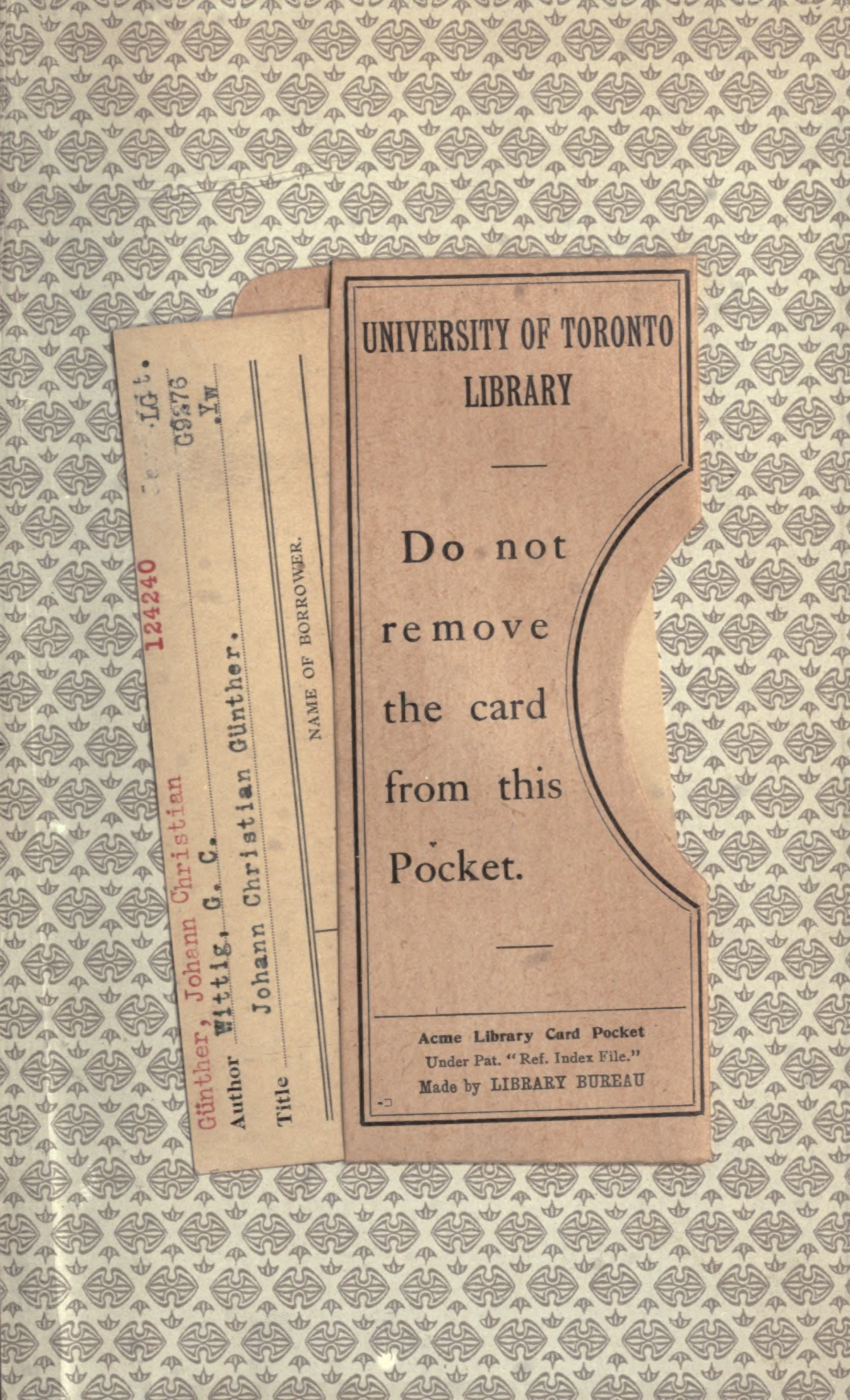
*) Derselbe Triller hat noch ein zweites 18strophiges Gedicht als Phil. et Med. Doct., Fürstl. Nassau-Saarbrückischer Leibmedikus, über „Günthers so elendes Leben und herrliche Gedichte" verfaßt, welches erst in derselben „Nachlese", 2. Aufl. 1745 erschien und sein Schicksal mit demjenigen Homers vergleicht, um den sich erst nach seinem Tode sieben große Städte stritten, als es zu spät für ihn war, und der nicht das Glück hatte, wie Horatius einen Mäcen schon bei Lebzeiten zu finden.

lieber an der Stätte, von der sich sein Dichterruhm über Deutschland ausbreitete, ein äußeres Zeichen ihrer besonderen Dankbarkeit zu setzen, so sollten wir doch alle grade die Mahnung Trillers in den Schlußworten seines Gedichtes beherzigen, ihm, dem so zeitig Heimgegangenen, ein unvergeßlich Mahl unserer Liebe und Treue mit besserem Material aufzurichten als mit vergänglichem Erz und Marmorstein, nämlich mit unseren Herzen.

„In diesem laßt uns ihm ein Mausoleum bauen;
Sein Grab hergegen faßt mit Lorbeerzweigen ein:
Dazwischen aber laßt dieselben Wörter schauen,
Die auf der Dichtergruft zu stehen rühmlich seyn;
Wie grünend Wachsthum blüht in diesen Lorbeerzweigen,
So wird sein Ehrenruhm stets grünend höher steigen.
Muß gleich der todte Rest vorjetzt zu Grabe gehn:
So werden dennoch ihm die wohlgesetzten Schriften
Auch bey der späten Welt ein spätes Denkmal stiften,
Dadurch sein Ruhm und Ruf wird bey den Sternen stehn.“—







UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
124240
Günther, Johann Christian
Author Wittig, G. C.
Title Johann Christian Günther.
NAME OF BORROWER.

